

Aufsätze und Bücher

1. Philosophische Gesamtdarstellungen.

Erkenntnislehre und Metaphysik. Religions- und Kulturphilosophie

Fiedler, Frank, Von der Einheit der Wissenschaft. 8^o (170 S.) Berlin 1964, Deutscher Verlag der Wissenschaften. 6.20 DM. — Der Verf. will gegenüber der „bürgerlichen“, „imperialistischen“ und „kapitalistischen“ „Trennung“ von Natur- und Geisteswissenschaften die Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften zeigen. Er geht dabei als linientreuer Marxist von der marxistischen Philosophie aus, „die als einzige konsequent wissenschaftliche Philosophie auch die einzige konsequent richtige Wissenschaftstheorie darstellt“ (52). Die Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften erscheint ihm als notwendige Folge des „Idealismus“ (64) und als bedingt durch das Bestreben einer „dem Untergang geweihten Klasse“, „ihre Klassenherrschaft ein wenig zu verlängern“ (25). Besonders Rickert, Dilthey und Rothacker werden scharf kritisiert; die „Revisionisten“, sei es neukantianischer Richtung wie Max Adler, sei es neuhegelianischer Prägung wie Georg Lukács, kommen natürlich nicht besser weg. Diese polemische Einstellung behindert eine sachliche Behandlung des Problems nicht wenig. Wesentlich scheint F. zu sein, daß die „Gesellschaftswissenschaften“ ebenso wie die Naturwissenschaften Gesetzeswissenschaften sind; auch sie müssen „das Einzelne durch das Allgemeine und Gesetzmäßige erklären“ (99). Wer das leugnet, spricht den Gesellschaftswissenschaften faktisch den Charakter der Wissenschaft ab. Denn „Widerspiegelung von objektiven Gesetzen“ ist „eine notwendige ... Bestimmung der Wissenschaft“ (90). Damit hängt etwas anderes zusammen: Die „verwickelten Komplexe soziologischer Art“, die das gesellschaftliche Leben bestimmen, bestehen nach F. in „nichts anderem als der ‚greifbaren‘ Materie im Bereich der ‚Wirtschaftswelt‘, im sozialökonomisch fundierten und strukturierten Bereich der menschlichen Gesellschaft“ (95). So sucht F., treu der Grundthese des historischen Materialismus, die Bedeutung der „Ideen“ für die geschichtliche Entwicklung möglichst herabzusetzen (vgl. S. 38). — Aber sind denn die „Produktionsverhältnisse“ selbst etwa nicht durch „Ideen“ mitbestimmt? Und heißt es nicht sogar in der Großen Sowjet-Enzyklopädie: „Der Marxismus-Leninismus ist unvereinbar mit dem Vulgärmaterialismus, der die aktive Rolle der Ideen, Theorien und politischen Einrichtungen verneint“ (M. N. Kornejew, Der historische Materialismus, Berlin 1955, S. 19). Wäre nicht in dieser auf Engels zurückgehenden Lehre von der Rückwirkung des ideologischen Überbaus auf die Basis ein Ansatzpunkt für eine befriedigendere Unterscheidung (nicht „Trennung“) von Natur- und Gesellschaftswissenschaften zu finden? F. hat sich diese Möglichkeit nicht zunutze gemacht. Selbstverständlich muß der Mensch, namentlich in seinem technischen Schaffen, die „objektiven Gesetze“ der materiellen Natur sich zunutze machen (38); aber nicht diese Gesetze, die vor Jahrhunderten schon ebenso bestanden wie jetzt, bestimmen die *geschichtliche* Entwicklung auch nur der Technik, sondern die „Ideen“ des menschlichen Erfindergeistes; noch weniger bestimmen die Naturgesetze das geschichtliche Werden der geistigen Kulturgebiete. Die „Ideen“ aber, die das geschichtliche Werden bestimmen, sind ganz gewiß nicht ausschließlich „gesellschaftliche“ Ideen, sondern immer wieder entscheidend Ideen großer Einzelpersönlichkeiten, die keineswegs als Fall aus allgemeinen Gesetzen erklärt werden können; gerade ein realistisches Denken muß das anerkennen; wer es leugnet, erweist sich als durch eine vorgefaßte dogmatische Ideologie bestimmt. — S. 106 Anm. 38 ist das erste ‚1. Bd.‘ zu tilgen, anstelle des zweiten ‚1. Bd.‘ zu lesen: 7. Bd., und anstelle von 1923: 1927. Von einer Leugnung der Entwicklung in der Natur durch Dilthey an der zitierten Stelle kann allerdings nicht die Rede sein; vgl. dazu: Glockner, Die europäische Philosophie, Stuttgart 1958, S. 1060 f. J. de Vries S. J.

Salzburger Jahrbuch für Philosophie VIII/1964. gr. 8^o (293 S.) Salzburg/München 1965, A. Pustet. 29.— DM. — Der neue Band umfaßt Beiträge zur Logik, Erkenntnistheorie, Metaphysik, Ethik, Pädagogik, Religionsphilosophie, unter den Miscellen einen zur empirischen Soziologie. Die Thematik ist überwiegend rein sachlicher Art, doch auch die geschichtlichen Themen dienen ausdrücklich dem letztlich immer nach der Sache selbst fragenden Denken; sie kreisen um wesentlich systematische Probleme: Nominalismus als Denkmöglichkeit (W. Hoeres), Seinsteilhabe und Sinnsteilhabe bei Thomas (W. Weier), Individuationsprinzip nach Thomas und Scotus (H. Beck), der „einzig mögliche Gottesbeweis“ Kants in seiner vorkritischen Periode (J. Bauer), Gott als „*oppositio oppositorum*“ beim Kusaner (W. Beierwaltes). Der Auseinandersetzung mit dem entschiedensten Gegner der Metaphysik heute widmet sich R. Wohlgenut: Metaphysik und Positivismus. Seine Ausführungen suchen zu zeigen, daß Positivismus und Metaphysik *formal* miteinander identisch seien; beide gehen vom „Gegebenen“ aus, nur anerkenne der Positivist das „Gegebene“ des Metaphysikers nicht (25); wobei wohl unklar bleibt, inwiefern der Metaphysiker, wenn er über das Gegebene „hinausdenkt“ (mittels „Denkoperationen“, „durch schlußfolgerndes Denken“), ein eigenes „Gegebenes“ postuliere (27). — Die Abhandlung über den Wahrheitsbegriff (P. Weingartner) vergräbt sich in logistische und sprachanalytische Problematik; sie beweist wieder einmal mehr, daß moderne Erkenntniskritik ohne Eingehen auf logistische und analytische Fragestellung und Methode, und zwar in deren eigener Sprache, kaum gut möglich ist. — Von den weiteren Arbeiten würde diejenige über „Die Theorie der Zeit und die Gottesbeweis“ (B. Thum) eine einläßliche Würdigung verdienen. Man muß nachdrücklich darauf hinweisen, daß hier das spekulative Problem der Zeit wie sonst heute wohl nirgendwo in Angriff genommen und im Hinblick auf den Gottesbeweis „*ex motu*“ diskutiert wird; der Verf. führt dabei Gedanken weiter, die er gerade auch in vorausgehenden Bänden des „Jahrbuchs“ (I/1957, II/1958) vorgelegt hat. Die Auffassung vom Wesen der Zeithaftigkeit welthaft Seiender verdichtet sich in folgender Aussage: „Was in der Zeit beharrt, ist ein potentieller, in sich selbst unzeitlicher Substanzgrund; er wird in jedem Augenblick durch einen je eigenen Akt in die Fülle seiner Substantialität und Begründungsmacht gesetzt. Die sog. Momentanzustände sind Aktuierungen der Substanz als solcher, nicht nur Aktuierungen durch je andere akzidentelle Formen“ (154). Dem ist unbedingt zuzustimmen. Die Frage stellt sich also nicht nur „nach den Ursachen des Mehr an Aktualität, das in einer Bewegung gegenüber einem Zustand des bloßen Bewegwerdens vorliegt, sondern nach den Gründen eines Seins in der Differenzierung und Entfaltung in zeitlich distante Verwirklichungen überhaupt“ (157). Man darf wohl meinen, daß hier der Ausgangspunkt eines gegenüber dem traditionellen „*ex motu*“ besonderen Gottesbeweises „*ex temporalitate*“ angegeben ist. Freilich wird die Theorie der Zeit in ihrem Zusammenhang mit der Idee des „*actus essendi*“ (vgl. 158), wie sie vornehmlich der Aufsatz „Ontologie der Zeit in objektivierender Betrachtungsweise“ vorträgt (Salzb. Jb. Phil. I/1957, 7—31; vgl. Schol 33 [1958] 443), noch verdeutlicht werden müssen, nach Ansicht des Rez. besonders bezüglich der „Phänomenologie“ der „Gegenwart“ (als „*perfectio pura*“ in aller „Dauer“). — Von religionsphilosophischem Interesse ist die Untersuchung über Sinn und Stellenwert religiöser Erfahrung in der Sicht heutiger Thomisten (Th. Timpte). Reich belegt und zumal darauf bedacht, den Begriff der Erfahrung zu präzisieren, beschränkt sie sich doch auf die Literatur bis 1960, berücksichtigt deshalb etwa auch nicht die Akten der Gallarate-Tagung über „*esperienza religiosa*“ und die sich anschließende kritische Diskussion (vgl. Schol 37 [1962] 399 f., 481 f.). Übrigens wird man J. Mouroux nicht als Thomisten bezeichnen wollen, der Verf. tut aber gut daran, sich auch am christlichen Spiritualismus zu orientieren und, gerade beim Versuch einer Weiterführung (228 f.), an der Religionsphänomenologie. — Band VIII des Jahrbuchs, das sich mehr und mehr Beachtung verschafft, bezeugt aufs neue das hohe und anspruchsvolle Niveau, dem es sich verpflichtet weiß, nicht zuletzt auch im Besprechungsteil.

H. O g i e r m a n n S. J.

De Raeymaecker, Louis, Introduction à la philosophie. 5. Aufl. gr. 8^o (320 S.) Löwen 1964, Publications Universitaires (Nauwelaerts). 220.- FB. — Diese Einleitung in die Philosophie, ohne Zweifel eine der besten, die es gibt, bedarf keiner Empfehlung mehr. Über ihre Eigenart, die gleichgeblieben ist, vgl. Schol 25 (1950) 123. Ein Vergleich mit der 3. Auflage von 1947 zeigt, daß die Versicherungen des Verf.s in den kurzen Vorworten zur 4. und 5. Aufl., die Auskünfte jeder Art seien auf den neuesten Stand gebracht worden, der Wahrheit entsprechen. Der Abschnitt über die Gegenwartsphilosophie ist bedeutend erweitert worden. Besonders aber sind die unter dem Titel „Le travail philosophique“ zusammengestellten wertvollen Informationen über philosophische Studienzentren, Akademien, Gesellschaften, Kongresse, Bücher und Zeitschriften fast in allen Teilen erneuert worden. Auf einige Einzelheiten, die der Verbesserung oder Ergänzung bedürften, sei hier kurz hingewiesen. Die Angaben über die Studienhäuser der Gesellschaft Jesu (212) stimmen zum Teil nicht mehr; aufgehoben sind die Studienhäuser in Enghien, Vals-près-Le-Puy, Jersey, Stonyhurst; es fehlen dagegen Lyon und Chantilly, Frankfurt, Heythrop, Poona u. a. Akademien der Wissenschaften gibt es in Deutschland in Berlin (jetzt nicht mehr „Preussische“, sondern „Deutsche“ Akademie, in Ostberlin), Leipzig (seit 1846), München, Göttingen (seit 1751), Heidelberg (jedenfalls jetzt nicht mehr „Badische Gesellschaft der Wissenschaften“), Mainz (seit 1949). Die S. 216 aufgezählten deutschen und österreichischen philosophischen Gesellschaften dürften wohl nicht mehr alle bestehen (zu den deutschen vgl. Fr. Domay, Handbuch der deutschen wissenschaftlichen Gesellschaften, 555—562, 437); die unter Suisse (221) an 2. bis 4. Stelle aufgezählten Gesellschaften sind nur Sektionen der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft. Von den S. 233 genannten Büchern von H. Meyer und A. Müller, ebenso von H. Meyers Thomas-Buch (237) gibt es Neuauflagen. S. 262 oben fehlt J. M. Bocheński, Formale Logik, Freiburg 1956. Bei den Bibliographien wäre zu ergänzen: L. Martínez Gómez, Bibliografía filosófica española e hispanoamericana 1940—1958, Barcelona 1961.
J. de Vries S. J.

Jaspers, Karl, Kleine Schule des philosophischen Denkens. kl. 8^o (184 S.) München 1965, Piper. 6.80 DM; geb. 9.80 DM. — Das Buch enthält die 13 Vorlesungen, die J. im Herbst 1964 im Bayerischen Fernsehen gehalten hat. Ausgehend von Erfahrungen des menschlichen Lebens, der Natur- und Geschichtswissenschaft, der Politik und Überlieferung, führt er jeweils an die Grenzen, wo die Fragen auftreten, die keine Wissenschaft mehr beantwortet. So gelingt es ihm, in lebendigem Gespräch auch den noch ungeübten Leser zu philosophischem Denken anzuleiten. Wie nicht anders zu erwarten, ist es das Jaspersche Philosophieren mit seinem die Subjekt-Objekt-Spaltung überwindenden, gegenständlich unfaßbaren Umgreifenden, mit den Chiffren der Transzendenz, die „bedeuten, aber nicht Etwas bedeuten“ (132), mit seinem philosophischen Glauben und dem Unverständnis für die christliche Religion der Menschwerdung und Auferstehung. Trefflich ist jedenfalls die Abrechnung mit dem „Wissenschaftsaberglauben“, der „im Gewand von Scheinwissenschaft den Haufen von Torheiten“ hinstellt, „in denen weder Wissenschaft noch Philosophie noch Glaube ist“ (21); veranschaulicht wird dies vor allem an den Verkehrungen der Psychologie und Soziologie, die „eine verheerende Macht unserer Zeit“ sind (98). Philosophie soll aller Vermassung gegenüber lehren, sich nicht täuschen zu lassen. „Sie lehrt, dem wahrscheinlichen Unheil ins Angesicht zu blicken. Sie stört die Ruhe der Welt. Aber sie verwehrt auch die Unbesonnenheit, das Unheil für unausweichlich zu halten“ (174). Die Philosophie allein, meint J., ist es, „die die Denkungsart wandeln kann“ (174).
J. de Vries S. J.

Muck, Otto, S. J., Christliche Philosophie (Berckers Theologische Grundrisse, 3). 8^o (239 S.) Kevelaer 1964, Butzon und Bercker. 9.80 DM; geb. 12.80 DM. — Einführungen in die christliche Philosophie in der Form eines Überblicks über ihre Hauptinhalte gibt es heute nicht allzu viele. So wird man dankbar sein für diesen aus Studienwochen des Fernkursus für theologische Laienbildung hervorgegangenen Grundriß. Er zeichnet sich durch Klarheit und Reichhaltigkeit aus. Die schulmäßige, bewußt auf gefälligen Stil verzichtende Darbietung (85) verlangt allerdings vom

Anfänger ernste Mitarbeit. Die vier Teile behandeln „Denken und Sein“ (Erkenntnistheorie und allgemeine Metaphysik), „Strukturen der Erfahrung“ (kategoriale Ontologie), „Mensch, Welt, Gott“ (Naturphilosophie, Anthropologie, philosophische Gotteslehre), „Verantwortete Freiheit“ (allgemeine Ethik). Dankenswert sind die Literaturhinweise am Schluß.

J. de Vries S. J.

La Vérité. Actes du XII^e Congrès des Sociétés de Philosophies de Langue Française (Bruxelles-Louvain 1964). gr. 8^o (331 S.) Louvain-Paris 1964, Nauwelaerts. 420.- FB. — Der Band enthält 69 Kurzreferate zu folgenden Themengruppen innerhalb des Rahmenthemas: Wahrheit und Ontologie — Wahrheit, Logik und Wissenschaft — Wahrheit, Symbol und Kunst — Wahrheit und Praxis — Wahrheit und Geschichte — Der Wahrheitsbegriff in der Geschichte der Philosophie. Nicht alle Beiträge sind von gleichem Interesse, sie umschreiben aber in ihrer Gesamtheit den Umkreis heutiger Wahrheits-Problematik, wenn auch innerhalb der einzelnen Sparten nicht geradezu alles berührt wird, was etwa dem deutschen Leser wichtig und vordringlich vorkommt. So wird zur Grundfrage nach dem Wesen der Wahrheit bei Heidegger nichts gesagt; Fl. Léopold (286 ff.) greift nur einen Teilaspekt heraus, dazu noch im Anschluß an den kleinen Versuch über die „Gelassenheit“, von dem man nicht behaupten kann, daß er mit seinem Rückgriff auf Wortbildungen aus dem Alemannischen auf französische Leser einen anderen Eindruck erwecken könnte als den der Eigenbrötelei. Ebenso fehlt eine Auseinandersetzung mit der Idee „existenzieller“ Wahrheit, etwa im Zusammenhang mit dem Grundanliegen von Jaspers. Vielleicht noch mehr überrascht, daß zum thomanischen und thomistischen Wahrheitsbegriff nichts Wesentliches zu lesen ist; das Referat von J. Laporta (308 ff.) beschäftigt sich nur mit der Frage nach der „Gottesschau“ als Letztziel des Menschen. Daher erfährt man nirgendwo etwas über die genauen Beziehungen zwischen ontologischer und logischer Wahrheit; über diejenigen zwischen Seinswahrheit und Wertwahrheit (insbesondere ethischer Wahrheit) handelt vom *personalistischen* Standpunkt aus J. Moreau (41 ff.). Aber was positiv geboten wird, zeigt gerade auch dem scholastischen Leser eine Vielfalt von Fragen, wie sie erst in der modernen Philosophie möglich wurden und von der scholastischen Erkenntnistheorie bei weitem noch nicht eingeholt, geschweige denn auf gleiche Ebene der Diskussion gehoben worden sind. Probleme der sprachanalytischen und logistischen Definition von Wahrheit (vgl. 49 u. ö.), der „operativen“ Definition (68 f.), überhaupt des Nexus von formaler („Kohärenz“-) und materialer („Korrespondenz“-)Wahrheit (vgl. 100 ff.), doch auch die bedrängenden Schwierigkeiten im Wesen „hermeneutischer“ Wahrheit (z. B. 137 ff.) werden aufgezeigt, allerdings zumeist unter einem nicht sehr weiten Blickwinkel. Die Kurzreferate sind ja nur als Diskussions-einführungen gedacht, die Diskussionsergebnisse selbst werden indes nicht mitgeteilt. — Zu manchen Einzelheiten wäre wohl eine auch kritische Bemerkung erlaubt. Die Abkehr von Descartes und seiner Methode der Wahrheitssicherung scheint so gut wie allgemein zu sein. Dürfte aber eine tiefere Besinnung auf den „Ausgang vom Bewußtsein“, wie ihn neocartesianisch eingestellte Erkenntnis-kritik versteht (vgl. J. de Vries, La Pensée et l'Être. Louvain-Paris 1962, Nauwelaerts), der Diskussion gar nicht mehr wert sein? Freilich wird in den Referaten auch die neothomistische „transzendente“ Methode und der Sinn der ihr erreichbaren Wahrheit nicht thematisch aufgegriffen. Es herrschen eben sprachlogische und zur Not an personalistische Tendenzen sich anlehende Konzeptionen vor (auch ein gewisser Augustinismus kommt zu Wort, vgl. 112 ff.). Oder es wird, wie im Hinblick auf Wahrheit der Kunst (auch dies eine Frage, die im Bereich der scholastischen Mentalität eine zu geringe Rolle spielt), von Wahrheit nur in einem sehr analogen Sinne geredet. Was den Begriff der Wissenschaft betrifft, so drängen Auffassungen von Methode in den Vordergrund, die mit Metaphysik nicht viel anzufangen wissen: „les méthodes adoptées jusqu'ici par les philosophes et les métaphysiciens demeurent subjectives . . .“; man fordert eine Methode, die, wie in den „Wissenschaften“, in der Lage sei „de réaliser l'accord des esprits“ (133). Wenngleich längst nicht alle Referenten antimetaphysisch angehaucht sind, so findet sich doch kein Beitrag, der den antimetaphysischen Standpunkt ausdrücklich zum Thema machte und überzeugend überwände. M. Deschoux (279 ff.), der im übrigen ebenfalls davon spricht, daß „philosophische Wahrheit“ von der „persönlichen Gleich-

„des Philosophen abhängt, schlägt vor, einen „accord des esprits“ auf dem Wege des philosophischen team-work zu suchen, auf dem Wege des „authentischen Dialogs“ zwischen den Forschern. Daß auch dabei sprachanalytische Untersuchungen einen methodischen Vorrang einnehmen, läßt sich begreifen. Andererseits scheint eine „metaphysische“ Analyse der Sprache, etwa des Satzes oder der Aussage, mit der Behauptung des ontologischen oder metaphysischen Sinnes der Copula, durchgängig zu befremden und als willkürlich oder jedenfalls vorschnell empfunden zu werden. Alles in allem darf man sagen, der Sammelband rege zutiefst das Problem „Wahrheit und Methode“ an, obwohl das gleichnamige Werk H.-G. Gadammers nicht erwähnt wird.

H. Ogiermann S. J.

Schneider, Peter K., Die wissenschaftsbegründende Funktion der Transzendentalphilosophie (Symposion 17). 8^o (174 S. Freiburg/München 1965, Alber. 16.—DM. — Der Leiter und Mitherausgeber der Reihe, M. Müller, unterscheidet in ihr Veröffentlichungen, denen er keine besonderen Empfehlungen auf den Weg mitgibt, und solche, bei denen er es („nur selten“) tut. Zu letzteren gehört auch vorliegende Schrift. Sie widmet sich tatsächlich einem der brennendsten Themata der Gegenwartsphilosophie, wie schon aus ihrem Titel hervorgeht, mehr noch aus dem Inhaltsverzeichnis. Im 1. Teil wird die formale Logik mit dem Problem der Axiomatisierung behandelt, die mathematische Logik und das Problem der Evidenz, die Wissenschaftstheorie und das Problem der Wahrheit. Der 2. Teil hat zum Zentrum die Aufgabe einer transzendentalen Logik als Analyse und Deskription der apriorischen Struktur des Bewußtseins, der 3. geht noch kurz auf die einschlägigen Fragen ein, die die Kybernetik aufwirft. — Die literarische Technik des Buches ist sicherlich nicht nach jedermanns Geschmack. Seitenlang wird zitiert, selbst seitenlange Einzelzitate fehlen nicht. Die Belegstellen für Logistiker sind so gut wie alle aus Bocheński, Formale Logik, herausgeschrieben, die diskutierte Literatur beschränkt sich auf ein Minimum. Daß in einer Abhandlung über das moderne Anliegen einer Transzendentalphilosophie die Bestrebungen eines K. Rahner, Lotz, Coreth usw. nicht einmal genannt werden, mag man unverzeihlich finden; daß H. Krings' „Transzendente Logik“ (1964) unberücksichtigt bleibt, läßt sich dagegen verstehen. Allerdings wird hier eine Weise transzendentallogischen Philosophierens präsentiert, die mit der Methode jenes Kreises von Jesuiten wenig gemeinsam hat: Sch. übernimmt, dieser Eindruck bestimmt alles, die Grundposition Fichtes und Husserls. Es sei aber gleich bemerkt, daß zumal die exzessiv spekulative Position Fichtes für heutige Logiker und Wissenschaftstheoretiker schwerlich diskutabel sein dürfte; es steht zu befürchten, daß das Gespräch zwischen ihnen und der Metaphysik so wohl kaum in Gang zu bringen ist. Diese Denker wissen natürlich sehr gut, daß ihre „Grundlegungen“ nur formaler Art und niemals „absolut“ sind; in Teil 1 des Werkes exponiert der Verf. weitläufig, daß ihre Systeme die Begründung der „Notwendigkeit“ ihrer Setzungen nicht leisten. Er formuliert ziemlich scharf: „Insofern hat sich der Charakter der Wissenschaftstheorie als in seinen Grundlagen dogmatisch, widersprüchlich oder auf stillschweigenden Voraussetzungen beruhend erwiesen“ (73). Er will nun seinerseits eine Wissenschaftslehre bieten, die ihre für alle Wissenschaften „absolut fundierende Funktion“ streng ausweist (ebd.). Der Weg dazu scheint ihm vorgezeichnet: „Historisch gesehen ist der Durchbruch und Totalvollzug des skizzierten Gedankenganges die Entwicklung der Transzendentalphilosophie von Descartes bis Fichte und dem Spätwerk Husserls“ (75). Wie gesagt, scheint Sch. die Positionen Fichtes und Husserls im wesentlichen sich zu eigen zu machen. Der Kommentar zu den ausgiebig zitierten Texten Fichtes, Hegels und Husserls ist freilich sehr gekonnt und anregend. Er wäre noch eindringender, wenn er die Kritik an Husserls Begriff der Evidenz und des materialen Apriori vom logistischen und sprachanalytischen Standpunkt aus einbezogen hätte (Schlick, Kraft, Stegmüller u. a., vgl. auch H. Delius, Untersuchungen zur Problematik der sogenannten synthetischen Sätze a priori [1963]). — Die allentscheidende These, echte und befriedigende Begründung der Wissenschaften und ihrer Wissenschaftlichkeit sei von der *Philosophie* zu leisten, ist nicht unumstritten; Vl. Richter meint in seinen „Untersuchungen zur operativen Logik der Gegenwart“ (Freiburg/München 1965, Alber): „Für ihre

Grundlagen muß jede Wissenschaft ... selbst sorgen, auch evtl. indem sie eine Anleihe bei einer anderen Wissenschaft macht — aber nicht bei der Philosophie“ (87). Man darf nur hoffen, daß die energische Inangriffnahme der heiklen Problematik durch Sch. der Diskussion, zunächst einmal unter den Transzendentalphilosophen selbst, einen mächtigen Auftrieb gibt. H. O g i e r m a n n S. J.

Verneaux, Roger, Introduction générale et Logique (Cours de Philosophie thomiste). gr. 8^o (124 S.) Paris 1964, Beauchesne. 9.90 F. — V. behandelt die Hauptfragen der philosophischen Einleitung (das Wort „Philosophie“, Philosophie als Weisheit, Philosophie als Wissenschaft, Philosophie und Glaube, Philosophie und Vernunft) und der Logik (Gegenstand der Logik, Begriff, Satz, Schluß, Schlußarten, Beweis) ganz im Sinn des hl. Thomas, zum großen Teil sogar mit wörtlicher Anführung und Erklärung seiner Texte. In dem Abschnitt über die „christliche Philosophie“ kommt darüber hinaus Leo XIII. zu Wort. Moderne Richtungen der Philosophie werden nur gelegentlich einmal erwähnt; so etwa die Phänomenologie (33, 40). Man fragt sich aber: Genügt das in unserer Zeit für eine Seminarphilosophie? Fordert nicht das Konzil in seinem Dekret über die Priesterbildung Berücksichtigung der philosophischen Richtungen, die in dem betreffenden Land größeren Einfluß ausüben, und eine Vorbereitung auf den Dialog mit den Zeitgenossen? Zum mindesten hätte gezeigt werden müssen, daß und wie in der dargelegten Lehre des hl. Thomas Antworten auf die Fragen, die heute noch lebendig sind, gegeben werden. Daß der Verf. dazu fähig gewesen wäre, beweist seine Sammlung von Texten moderner Philosophen, die er in der gleichen Sammlung herausgegeben hat (vgl. S. 138). J. de V r i e s S. J.

Dopp, Joseph, Notions de Logique formelle (Cours publiés par l'Institut Supérieur de Philosophie). gr. 8^o (304 S.) Louvain 1965, Publications universitaires. 300.— FB. — Dieses Werk ersetzt ein früheres dreibändiges Lehrbuch des Verfassers *Leçons de Logique formelle* (Louvain 1950). Es bietet dem Studenten der Philosophie eine vernünftige Auswahl des Stoffes aus der alten und modernen formalen Logik: Aussagenkalkül der „klassischen“ Logik (nach der Methode der Wahrheitstabellen, der semantischen Tabellen von Beth und der axiomatischen Methode), Prädikaten-Logik der Alten (einschließlich der Syllogistik), einstellige und mehrstellige Prädikatenlogik (ohne und mit Identität) der modernen „klassischen“ Logik. Bei der Darstellung der modernen Logik verwendet der Verfasser weitgehend die neue Methode der semantischen Tabellen (vgl. die Besprechung des Buches von Beth in Schol 38 [1963] 453), ein Fortschritt in sachlicher und pädagogischer Hinsicht gegenüber seinem früheren Werk. — In den philosophischen Anmerkungen betreffs der Natur der Logik (6 ff.) vertritt der Verfasser einen logischen Realismus. Es wäre falsch, würde man diese Auffassung der Neuscholastik oder sogar der Scholastik schlechthin zuschreiben wollen. V l. R i c h t e r S. J.

Van Doorne, F. (Hrsg.), Mens-woorden met of zonder God? 8^o (112 S.) Nijmegen 1964, Dekker en Van der Veegt. 4.50 fl. — Das Buch ist die Frucht einer Wochenendtagung, die von der Nimweger philosophischen Vereinigung „Thaumasia“ im November 1963 veranstaltet wurde. Ihr Thema lautete: Mensch-werden mit oder ohne Gott. Das Buch enthält außer einer Einleitung des Vorsitzenden der Thaumasia Van Doorne und den drei „Einleitungen“ der Gespräche von K. A. H. *Hidding*, *Ad den Besten* und D. M. De *Petter* (40—112) fünf Beiträge, die im Nijmeegs Universiteitsblad zur Vorbereitung der Tagung erschienen waren (14—39). Diese Beiträge entfalten und klären die Fragestellung. Es geht um die Frage, ob der Mensch nur in einer religiösen Haltung seine wahre Erfüllung finden kann oder in einer rein humanistischen selbstlosen Hingabe an den Dienst des Mitmenschen. Bedeutet nicht die Glaubenshaltung eine Selbstentfremdung des eigentlichen Menschseins? Letztlich geht es also um die Frage: Ist religiöser Glaube noch haltbar? (30). Einer der Beiträge, von J. P. van Praag gezeichnet, erklärt unumwunden, das Streben nach der Verwirklichung der „Mitmenschlichkeit“ mache, daß das Dasein seinen Sinn in sich selbst trage und sich selbst genüge (33). Die drei Einleitungs-vorträge verteidigen die entgegengesetzte These: der Leidener Religionswissenschaftler *Hidding* von der Religionsgeschichte und -phänomenologie her, *den Besten*

von der zeitgenössischen niederländischen Literatur her, *De Petter* im Ausgang von der Metaphysik. Letzterer setzt sich besonders mit dem humanistischen Atheismus Sartres und Merleau-Pontys auseinander. Unter anderem gibt er diesem zu bedenken: „Wo bleibe ich mit mir selbst, mit meinem unüberwindlichen Verlangen nach Erfüllung meines Daseins, wenn ich mir doch nicht verhehlen kann, daß die schönere Zukunft, für die ich mich einsetze, nicht meine Zukunft sein wird“ (110). Und weiter: Der humanistische Atheismus mit seiner rein diesseitigen Auffassung „kann dem Kreuz keinen Sinn geben, dem Kreuz, das in jedem menschlichen Leben seinen Platz verlangt, und oft einen sehr breiten Platz“ (111).

J. de Vries S. J.

Siegmund, Georg, *Naturordnung als Quelle der Gotteserkenntnis. Neubegründung des teleologischen Gottesbeweises*. 3. Aufl. gr. 8^o (424 S.) Fulda 1965, Parzeller. — Der Gedanke an Teleologie ist bei unsern positivistisch denkenden Naturwissenschaftlern verpönt, aber auch philosophisch interessierte Laien sind weithin von einem tiefen Mißtrauen gegen jeden Gottesbeweis aus der Naturordnung erfüllt. Julius Seiler dürfte recht haben, wenn er einen der Hauptgründe dieses Mißtrauens in der allzu anspruchswissenlosen Darbietung des Beweises sieht, wie sie sich vielfach findet (Orientierung vom 15. 9. 1965). Oft gibt man sich und den Lesern im Sinn einer sogenannten „induktiven Metaphysik“ keine Rechenschaft über den wesentlichen Unterschied der Methoden der Naturwissenschaft einerseits, der Philosophie andererseits, und man tut so, als gebe es einen stetigen Übergang von der einen zur anderen. Dazu kommt, wie J. Seiler betont, ein Mangel an fachwissenschaftlichem Tiefgang, eine Begründung der Zielstrebigkeit, die dem Naturwissenschaftler primitiv vorkommen muß. Von diesen Fehlern ist die „Neubegründung des teleologischen Gottesbeweises“, wie sie S. gibt, ohne Zweifel frei. Darum ist es sehr zu begrüßen, daß das Buch nunmehr in 3. Auflage vorliegt. Die 1. Auflage (1941) wurde von mir in Schol 17 (1942) 434—436 ausführlich gewürdigt. Das dem Buch damals gespendete Lob gilt auch heute noch; es ist auch heute noch die beste Darstellung des teleologischen Beweises, die wir haben, obwohl der Verf. die 3. Auflage nur wenig verändern konnte. Wünschenswert wäre eine ausdrückliche Auseinandersetzung mit N. Hartmanns Buch „Teleologisches Denken“ gewesen. Implizit sind jedoch dessen Einwände zum größten Teil schon in den aus den beiden ersten Auflagen übernommenen Überlegungen entkräftet.

J. de Vries S. J.

2. Geschichte der älteren und neueren Philosophie

Verneaux, Roger, *Textes des grands philosophes. III: Temps modernes* (Cours de philosophie thomiste). gr. 8^o (158 S.) Paris 1964, Beauchesne. 9.90 F. — Es ist verdienstlich und nachahmenswert, daß dieser Kurs thomistischer Philosophie den philosophiegeschichtlichen Überblicken Textsammlungen folgen läßt. Die vorliegende zur Neuzeit bis einschließlich Hegel hat der Verf. der Bändchen über die moderne bzw. zeitgenössische Philosophiegeschichte ausgewählt. Von Descartes (5—42) werden vorwiegend etwas weniger bekannte Texte aus den *Principia philosophiae* gebracht; von Pascal die berühmtesten *Pensées* über die beiden Unendlichen, die Wette, Herz und Verstand, die drei Ordnungen; auf je etwa 10 Seiten von Spinoza, Malebranche, Leibniz und Hume Kostproben aus den Hauptwerken. Kant (99—137) ist mit grundlegenden Texten der beiden ersten Kritiken vertreten; zur transzendentalen Deduktion der Kategorien beschränkt sich V. verständlicherweise auf das weniger wichtige Einleitungsstück, und gerne würde man — etwa anstelle der Kritik des „ontologischen“ Gottesbeweises — etwas über den Schematismus und vor allem zur Antinomienlehre, zumal zur 4. Antinomie, finden. Den Abschluß bilden sehr aufschlußreiche, aber natürlich gerade in dieser Kurzfassung noch mehr als alles andere der Interpretation bedürftige Texte der Hegelschen Enzyklopädie (§§ 13—15, 17 f., 48, 79—82, 86—89, 93—95, 377—386, 430—436, 548—552). Es wäre müßig, sagen zu wollen, dies oder jenes fehle.

W. Kern S. J.

Schöpf, Alfred, Wahrheit und Wissen. Die Begründung der Erkenntnis bei Augustin (Epimeleia, 2). gr. 8^o (208 S.) München 1965, A. Pustet. 18.80 DM. — Gegenüber früheren Arbeiten zur Erkenntnislehre Augustins sieht der Verf. das Besondere seines Versuchs darin, daß die Problematik der Erkenntnis vom strengen augustianischen Wissensbegriff her aufgerollt werden soll (12). Dieser Begriff wird — nach einer vor allem methodologischen Fragen gewidmeten Einleitung (15—30) — im 1. Teil entfaltet (33—91). Zunächst geht es um die sittlichen Bedingungen des Wissens. Nach den Soliloquia (1, 6) sind dies Glaube, Hoffnung und Liebe. Sch. meint, es dürfe hier nicht primär an einen religiösen Glauben gedacht werden, sondern „Glaube“ beinhalte hier nur die „Affirmation, daß es Wissen überhaupt und ein bestimmtes Wissen aller Voraussicht nach gibt“ (47). (Dagegen ließe sich sagen: Augustin spricht hier nicht von den Voraussetzungen jedes beliebigen Wissens, sondern der Gottesschau.) Nach einem Abschnitt über das „Wechselspiel“ von Glauben und Wissen (51—70) folgt dann die Darlegung des formalen Begriffs des Wissens (71—87). Drei Merkmale sind für das Wissen wesentlich: es muß wahr sein, vollständig (perfectum) sein, d. h. den Gegenstand in seiner Ganzheit wahr erfassen, nicht etwa zum Teil falsch oder nur wahrscheinlich, und schließlich unerschütterlich (inconcussum), d. h. zeitlos gültig sein, so daß eine zeitlich spätere Aufhebung nicht in Betracht kommt. „Wissen“ besagt also nach Augustin absolute Gewißheit. Der 2. Teil (95—194) untersucht, inwieweit nach Augustin Wissen in diesem Sinn erreichbar ist, und zwar wird die Frage behandelt bezüglich der Bereiche des „Außen“ (foris), des „Innen“ (intus) und des absoluten Prinzips als des „Innersten“ (intimum). Der 1. Abschnitt bringt zuerst eine sehr ansprechende Darstellung von Augustins Lehre über die sinnliche Wahrnehmung und Vorstellung. Die entscheidende Frage ist dann: „Vermag der Verstand die Wahrnehmung so zu begreifen, daß ein wahres, vollständiges und unerschütterliches Wissen entsteht?“ (130). Es ist klar, daß die Antwort negativ ausfallen muß. Doch ermöglicht die Wahrnehmung unser praktisches Verhalten in der sinnlichen Welt. Im Innenbereich, dem Bereich der „memoria“, d. h. der geistigen Präsenz (141), verwirklicht sich dagegen der strenge Begriff des Wissens. Es geht Augustin dabei nicht so sehr um das Wissen, das sich auf die wechselnden seelischen Akte bezieht, als um jenes Selbstbewußtsein, das notwendig in jedem dieser Akte impliziert ist. (Allerdings spricht Augustin doch auch von der Gewißheit der Tatsache des Zweifels, der sicher nicht ein stets notwendiger Akt ist.) Aber auch die Selbsterkenntnis ist (metaphysisch) nicht die letztlich zureichende Bedingung des Wissens, nicht „autonom“, schon deshalb nicht, weil der menschliche Geist sich nicht selbst zu produzieren vermag. Metaphysisch ist vielmehr alles Wissen letztlich begründet in der Wahrheit selbst als dem absoluten Prinzip des erkennenden Subjekts und des erkannten Objekts. Diese Lehre Augustins wird im letzten Abschnitt (172—194) kurz dargelegt. Es kann nicht erwartet werden, daß dabei die zahlreichen Probleme, welche die Interpretation dieses schwierigsten Lehrstückes bieten, restlos geklärt werden. — Im ganzen ist das Buch jedenfalls ein beachtenswerter Beitrag zur Deutung Augustins.

J. de Vries S. J.

Mondin, Battista, La filosofia dell'essere di S. Tommaso d'Aquino. gr. 8^o (336 S.) Roma 1964, Herder. 2800.- L. — Der Verf. geht von dem neuen Verständnis der Philosophie des hl. Thomas als einer Philosophie des Seins, des actus essendi, aus. Die Bausteine dieser Philosophie, die sich in den Werken des hl. Thomas zerstreut finden, will er möglichst systematisch sammeln. Die einzelnen Kapitel geben zuerst eine kurze Zusammenfassung der Lehre über den betreffenden Fragepunkt, dann die wichtigsten Texte in italienischer Übersetzung und (in den Anmerkungen) im lateinischen Urtext. Die 7 Kapitel des 1. Teiles bringen „Bruchstücke einer Phänomenologie des Menschen“ (23—63), die 4 Kapitel des 2. Teiles die „Erkenntnislehre“ (epistemologia: 67—125), der 3. Teil die „Metaphysik“, die in zwei Abschnitte untergeteilt ist: 1. Die aufsteigende Linie von den Seienden zum subsistierenden Sein (6 Kapitel, 135—210), 2. die absteigende Linie vom subsistierenden Sein zu den kontingenten Seienden (10 Kapitel, 213—329). Der Schwerpunkt des Ganzen liegt im 1. Abschnitt des 3. Teiles, der die entscheidenden Texte über das Sein als höchste Vollkommenheit und seine Begrenzung durch das

Wesen sammelt. Beachtenswert ist auch der 1. Teil. Der Verf. meint, Thomas sei einer der ersten gewesen, die der philosophischen Forschung eine von der Phänomenologie her geformte Fragestellung gegeben haben (39). Man wird allerdings zugeben müssen, daß es sich dabei meist nur um kurze Bemerkungen handelt, die leider oft übersehen werden; so überwiegt denn auch in den angeführten Texten die Spekulation über die Phänomenologie. Der schwächste Teil des Buches ist der 2. Teil. Hier wird fast ausschließlich die aristotelische Lehre von der Abstraktion der „Washeit des Sinnendinges“ berücksichtigt. Von dieser aus dürfte sich aber tatsächlich nur eine „essentialistische“ Philosophie des Seienden entwickeln lassen, wie ja auch Thomas selbst die Abstraktion der allgemeinen Wesenheit vorzüglich der Naturphilosophie zuordnet, sie aber für die Metaphysik als unzureichend betrachtet (In Boethii De trinitate q. 5, a. 3). Gerade daß diese aristotelische Erkenntnislehre in der thomistischen Schule so einseitig in den Vordergrund getreten ist, dürfte wohl einer der Hauptgründe für die „Seinsvergessenheit“ sein, der auch diese Schule verfiel, indem sie Thomas einseitig als Aristoteliker sah. Von der bloßen Abstraktion der Wesenheiten aus dürfte das Sein nicht in den Blick kommen können. Hier ist vielmehr die Lehre von der „vollkommenen Rückkehr des Geistes zu sich selbst“ entscheidend, wie sie etwa De ver. q. 1, a. 9 umrissen wird. Es ist schwer verständlich, daß dieser Text bei M. nicht erscheint. — S. 150 wird mit Recht bemerkt, daß der Schluß des Textes aus In Boeth. De trin. q. 5, a. 4, so wie er abgedruckt ist, fehlerhaft sein muß; in einer so fehlerhaften Form steht er allerdings auch nicht in der Ausgabe von Parma; die neuen kritischen Ausgaben von P. Wyser und Br. Decker geben den Text genau so, wie der Verf. ihn in seiner italienischen Übersetzung voraussetzt. J. de Vries S. J.

Roensch, Frederick J., *Early Thomistic School*. 8^o (XXII u. 350 S.) Dubuque (Iowa) 1964, The Priory Press. 5.95 \$. — Es steht natürlich einem jeden Schriftsteller frei, die Grenzen seines von ihm gewählten Themas zu bestimmen. Aber wenn man den Titel des vorliegenden Buches liest („Die frühthomistische Schule“), wird eine Beschränkung auf die Philosophie des frühen Thomismus in keiner Weise deutlich. Außerdem läßt sich eine solche Beschränkung schwer konsequent durchführen; denn obschon die Anfänge des Thomismus gerade philosophische Fragen, insbesondere die nach der Einheit oder Pluralität der Formen, in den Vordergrund stellten, waren doch meistens theologische Begriffe und Probleme damit verquickt. Indes verdient die Arbeit des Verf. alle Anerkennung, vorausgesetzt daß man sich mit der getroffenen Auswahl abgefunden hat. Zwar bietet er keine neuen Forschungsergebnisse, wohl aber eine übersichtliche Zusammenfassung der bisherigen, was auf einem so schwierigen Gebiet nur mit Hilfe einer exakten Kenntnis vieler Einzeluntersuchungen möglich ist. Nachdem einleitend die historischen Grundlagen aufgedeckt worden sind (1—27), folgen die Hauptkapitel: Die frühthomistische Schule in England (William Hothum O. P., Richard Knapwell O. P., Robert Erford O. P., Thomas Sutton O. P., William Macclesfield O. P.: 28—83); Die frühthomistische Schule in Frankreich (Bernard of Trilia O. P., Giles of Lessines O. P., Peter of Auvergne, John Quidort of Paris O. P., Bernard of Auvergne O. P., Hervé Nédélec O. P., Armand of Bellevue O. P., William Peter Godlin O. P., Peter of Palude O. P.: 84—169); Die augustinerische Lehre im Widerspruch zu Thomas (170—199); Die Verteidigung der thomistischen Ansichten in England (Richard Knapwell O. P., William Macclesfield O. P., Robert Orford O. P., der anonyme Verfasser von *De natura materiae*, Thomas Sutton O. P.: 200—265); Die Verteidigung der thomistischen Ansichten in Frankreich (Giles of Lessines O. P., John Quidort of Paris O. P., Bernard of Trilia O. P.: 266—313). Die größte Sorgfalt hat der Verf. auf die „footnotes“ verwendet, die jedoch (bequem für den Drucker, nicht gerade für den Leser!) erst am Ende der Kapitel erscheinen; sie bringen eine Fülle von Zitaten, Quellen- und Literaturangaben und dergleichen mehr, wobei selbst die fremdsprachigen Texte meist fehlerfrei erscheinen. Nur ein kleines Versehen sei nebenbei angemerkt: Der bekannte Quidort-Forscher heißt J. P. Muller (nicht: Müller). Die „Conclusion“ (314—317) will die geschlossene Einheitlichkeit der frühthomistischen Schule betonen und eine Art von Begriffsbestimmung geben: „Thomism ... is a living

system and its principles develop step by step in such a way that each new stage is organically linked with the past": (31); aber gilt das letztere nicht ähnlich für jede katholische Schule? Zudem würde man bei den Thomisten der ältesten Generation (Johannes von Neapel, Hervaeus Natalis, Jacob von Metz, Johannes Quidort von Paris) unter strikt theologischer Hinsicht (zumal für die theologische Erkenntnislehre: Wissenschaftscharakter der Theologie, Subalternationstheorie usw.) größere Abweichungen feststellen können. — Eine absolute Vollständigkeit wird in einem solchen Werk nicht zu erwarten sein. Eine einzige Lücke dürfte jedoch auffallen: Romanus de Roma O. P., Nachfolger des hl. Thomas auf dem Lehrstuhl von Paris († 1273), wird nirgends erwähnt. In der für die mittelalterlichen Eigennamen angewandten Schreibweise folgt der Verf. selbstverständlich dem englischen Gebrauch; der deutsche Leser muß sich indes erst daran gewöhnen (so ist z. B. Giles of Rome niemand anderes als Aegidius Romanus). Würde sich da keine internationale Regelung empfehlen, etwa die, daß die lateinische Schreibweise allgemein beizubehalten wäre?

J. B e u m e r S. J.

Bretschneider, Willy, Sein und Wahrheit. Über die Zusammengehörigkeit von Sein und Wahrheit im Denken Martin Heideggers (Monographien zur philosophischen Forschung, 37). 8^o (201 S.) Meisenheim 1965, Hain. 23.— DM. — Eine Münchener Dissertation. Sie konnte weder Pöggelers Heideggerbuch (auch nicht dessen voraufgegangene, ins Buch eingegangene Abhandlungen zu Heidegger) noch Richardsons Standardwerk, noch gar J. van de Wiele, Zijnswaarheid en Onverborgenheid (Leuven 1964) einarbeiten, bescheidet sich aber auch im wesentlichen mit Referieren. Mißverständlich ist freilich die einleitende Formulierung, Sein und Wahrheit seien „keine getrennten Prädikate, deren eines der Metaphysik und das andere der Logik zugeordnet“ seien — als hätte etwa auch die große scholastische Philosophie je so gedacht. Nun kommt es natürlich auf das Wie des Ineinsdenkens von Sein und Wahrheit an, und hier nimmt Heidegger zweifellos einen eigentümlichen Standpunkt ein. „Der Grund von Sein und Wahrheit ist die Wahrheit des Seins; das anhand des Werkes von Heidegger aufzuzeigen ist der Sinn dieser Arbeit“ (2). Sie gliedert sich in 3 Kapitel: Der geschichtliche Wandel der Wahrheit im Lichte der Unverborgenheit — Der sich entfaltende Neuansatz in ein Denken um die Wahrheit (sic!) — Die Wahrheit als die Wahrheit des Seins im Denken der Kehre Heideggers. Die Ausführungen von Kap. 1 ergeben gegenüber oft zu lesenden Interpretationen u. E. kaum Neues. Es zeigt sich jedoch wieder einmal, daß Heidegger den metaphysischen Sinn von „wahr“ als „transcendentale“ völlig unzureichend bestimmt (vgl. dazu bes. 35) oder im Grunde gar nicht sieht. Auch B. bringt keinen Text bei, der diesen Eindruck entkräften würde. Kap. 2 erläutert zunächst die Seinsfrage als Mitte des Heideggerschen Denkens im Ausgang vom Dasein und die Methode der Daseinsanalyse, dann die „Kehre“ als endgültige Überwindung der Philosophie der Subjektivität, weiter den Zusammenhang von Welt und Wahrheit (vornehmlich in „Sein und Zeit“), schließlich den Neuansatz des Denkens der Wahrheit als „Erschlossenheit“, „Freiheit“ (wobei Freiheit mit Transzendenz identisch ist, mit Überstieg in Welt als solche und zutiefst in das Sein als solches) und als zugleich „Un-Wahrheit“ (Verbergung, Be-irrung; gerade das hat Richardson glänzend dargestellt). Kap. 3 enthält wohl mehr als die vorangehenden gewisse Nuancen und persönliche Wendungen in der Interpretation; jedenfalls tritt B. energischer als Wiplinger und auch Richardson für die Kontinuität des Heideggerschen Denkens von „Sein und Zeit“ bis heute ein. Die Geschichtlichkeit der Wahrheit des Seins gleichsam im „Medium“ des Dasein „im“ Menschen wird überzeugend entwickelt, wiederum aber ohne eigentliche (kritische) Stellungnahme. Das letzte Kap. liest sich wie eine durchgreifende Exegese des kompakten Satzes auf S. 2: das Sein ist „kein vorfindliches und verfestigtes Sein von irgend etwas, sondern der offen-verborgene Umkreis einer Geschichte, die geprägt ist vom Wechselspiel der Zeit“. Das geschichtlich-geschickliche „Wesen“ des Seins „west“ im Menschen, der zur „Wahrheit“ des Seins gehört. Die eigentümliche Dialektik von Sein und Mensch „ist“ das Wesende von Sein als Wahrheit. Zwar ist die Geschichte des Seins (bisher?) die Geschichte des „Ausbleibens“ des Seins. Die Überwindung der neuzeitlichen Metaphysik beginnt aber damit, daß das Sein

in seinem Ausbleiben erfahren und damit zugleich es selbst, das Sein, in seinem eigenen Wesen „bedacht“ wird. Der Verf. weist darauf hin, daß solches Erfahren und Bedenken erst dann eine Wende der Zeit einleitet, wenn es nicht nur von einzelnen Philosophen, sondern von einem „Volk“ geschichtsmächtig vollzogen wird. — Auch vorliegende Schrift macht, auf ihre Weise sehr eindrucksvoll, deutlich, wie sehr Heideggers Problematik in der Dimension dessen verläuft, was die klassische Metaphysik unter dem Titel „ontologische Wahrheit“ zu verstehen sucht, wie sehr er demgegenüber dasjenige unterbewertet, was der Sinn von „Aussage-wahrheit“ ist: personale, kommunikative Bejahung des Seins der Seienden.

H. Ogiermann S. J.

Hoche, Hans-Ulrich, Nichtempirische Erkenntnis. Analytische und synthetische Urteile a priori bei Kant und bei Husserl (Monographien zur philosophischen Forschung, 35) 8^o (191 S.) Meisenheim 1964, Hain. 22.50 DM. — Der Standpunkt der logischen Positivisten und Linguisten wird in dieser Dissertation bewußt nicht oder nur am Rande berücksichtigt, auf das (ebenfalls in diesem Heft besprochene) Werk von H. Delius wird kein Bezug genommen. Der Aufbau ist sehr durchsichtig: 1. Kants Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Urteilen, 2. Husserls Begriff des Analytischen, 3. Kants Theorie der transzendenten Erkenntnis (im Hinblick auf die Synthesis a priori), 4. Husserls Begriff des Synthetischen, 5. Vergleich des analytischen und 6. des synthetischen Apriori bei Kant und Husserl. — Ein Vergleich ist sinnvoll, weil Husserl selbst die Kantischen Bestimmungen aufgreift und den Anspruch erhebt, das in ihnen implizierte wissenschaftstheoretische Problem besser und sogar befriedigend gelöst zu haben (4, vgl. 137). Die Darstellung der apriorischen Urteile bei Kant, die vom Gegensatz zu Leibniz ausgeht und sehr geschickt die diesbezügliche Literatur einarbeitet, hebt gut heraus, daß Kant nur Allgemeinbegriffe, nicht Individualbegriffe kennt und so (im Gegensatz zu Leibniz) eine scharfe Grenze des Begrifflichen zur sinnlichen Erkenntnis zieht, die allein „anschauende“ heißen dürfe. Mittels des Bezugs auf Anschauung wird daher immer über den Begriff hinausgegangen. Was die Auffassung Husserls betrifft, so betont der Verf., im Gegensatz zu Kant behaupte er Anschauung von Allgemeinem, Wesensanschauung (30 f.), und jedes gültige Urteil könne durch originäre Anschauung der Substratgegenstände bewährt werden. Ist es aber rein analytisch, dann lasse es sich vollständig formalisieren und in seiner „Deutlichkeit“ allein auf Grund seiner logischen Form vollziehen (40 f.); „wahr“ jedoch werde es durch seine Beziehung auf gebende Anschauung. Die synthetischen Urteile nun haben auch bei Kant Gültigkeit nur durch die Beziehung der auf-tretenden Begriffe auf Anschauung, empirische oder reine (50 f.); Mathematik wende sich an reine Anschauung, indem sie ihre Begriffe „konstruiert“, Philosophie, indem sie gewisse Begriffe als Bedingung der Möglichkeit von wissenschaftlicher Erfahrung ausweist. Bei der Diskussion der Kantischen Theorie fallen sehr instruktive und scharfsinnige Bemerkungen, z. B. gerade betr. des Unterschieds und Zusammenhangs von mathematischem und philosophischem Erkennen (52 f.) und zum Schematismuskapitel (61 f.). Wesentlich scheint die Feststellung zu sein, Kant übernehme die Humesche These, „alle sinnvoll beredbaren Gegenstände seien nichts anderes als assoziativ gebündelte Impressionen“ (68), bleibe also einer „atomistischen Vorstellungslehre verhaftet (142), während Husserl den echten Begriff der Intentionalität ausgebildet habe. Husserl vermag daher von „materialelem“ Apriori zu sprechen, von materialen Kategorien, was „materiale Wesenserkenntnisse“ ermögliche (83). Solche Wesensschauung, die sich allerdings „in der einseitigsten Weise“ an Beispielen von visuellen und akustischen Merkmalsempfindungen orientiert (86), geschieht in „freier Variation“: „im denkenden variativen Durchlaufen der Möglichkeitsabwandlungen eines in seiner Identität mit sich selbst festgehaltenen Seienden“ werde das „Eidos“ als invariant erblickt (83). So wird „Phantasie“ als eigentümliche Evidenz „reiner Möglichkeiten“ statuiert (89), wobei „Phantasierbarkeit“ immer wieder unmotiviert mit „Denkmöglichkeit“, „Erdenklichkeit“ gleichgesetzt wird (92). Das Gelingen oder Mißlingen von Phantasierbarkeit erscheint als „einzige Rechtsgrundlage jeder Setzung analytischer und synthetischer Möglichkeit oder Unmöglichkeit“ (96). Der Verf. erörtert insbesondere

Husserls synthetisch apriorische Auffassung von Substanz und Kausalität, muß aber vorausschicken, eine methodologische Rechtfertigung werde auch in den „Ideen zu einer reinen Phänomenologie“ nur ansatz- und andeutungsweise versucht (102). Kap. 5 und 6 bringen dann den Vergleich zwischen Kant und Husserl thematisch. Es handle sich um eine gemeinsame Idee des Analytischen (auf der Basis des Widerspruchsprinzips); der genauere Sinn der Anschauungsunabhängigkeit der analytischen Sätze bei Husserl bzw. Kant differiere freilich. Überhaupt wird der verbindliche Sinn von Wesensanschauung ja dadurch gleichsam relativiert, daß für Husserl das transzendente Ego „kontingent“ bleibt, andersartige konstituierende Subjektivität nicht ausschließt (126 f.). Gilt das übrigens nicht analog für Kants synthetisierende Subjektivität? — Das synthetische Apriori bei Husserl leidet darunter, daß die Rede von der phantasierenden Variation ganz ungeklärt bleibt (128); der Verf. sucht ihr einen vertretbaren Sinn abzugewinnen (132), der Rez. gelangt darüber jedoch zu keinem klaren Urteil. Auch nicht darüber, ob Kant sich faktisch der von Husserl herausgestellten variativ-eidetischen Methode bediene, doch ohne auf sie zu reflektieren (140). Es sei noch angemerkt, daß die Untersuchung als nur vorbereitende, vorläufige gemeint ist (4, vgl. 142).

H. O g i e r m a n n S. J.

W a n k e, Otto, Die Kritik Wilhelms von Alnwick an der Ideenlehre des Johannes Duns Scotus. Utrum esse intelligibile conveniens creaturae ab aeterno sit productum ab intellectu divino. 8^o (330 S.) Bonn 1965, Inauguraldissertation. — Es fehlt nicht an — manchmal hervorragenden — kritischen Ausgaben aus der mittleren und jüngeren Franziskanerschule. So wurden im Jahre 1937 die sechs Quästionen „De esse intelligibili“ und das 10 Quästionen umfassende „Quodlibet“ des Skotusschülers Wilhelm von Alnwick (1270—1333) im 10. Band der „Bibliotheca Franciscana Scholastica medii aevi“ von Athanasius Ledoux neu herausgegeben. Trotzdem blieb Alnwick, dieser wichtige Gesprächspartner des Skotus, bis zum heutigen Tage ziemlich unbekannt, obwohl seine beständige Auseinandersetzung mit Skotus, vor allem das Problem der Ideenlehre betreffend, wesentlich dazu beitragen könnte, die authentische Lehre des Doctor Subtilis aufzuhellen. W. behandelt nach einer Einleitung in die Ideenlehre im allgemeinen und nach einer ausführlichen Einleitung in die skotistische Ideenlehre (27—63) die Kritik von Alnwick an dieser Lehre in zwei Punkten: 1. Die Ideen können kein eigenes Sein als esse obiectivum haben, da sie real und formal mit Gott, seinem Erkennen und seiner Wesenheit identisch sind (114—189); 2. In Gott gibt es auch keine Ideenproduktion, weil in Gott kein Prinzip sich findet, das die Ideen verursachen oder hervorbringen könnte, und weil in Gott sich kein Sein findet, das produziert wäre (190—241). — Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Ideenwelt des Spätmittelalters.

J. H e g y i S. J.

Planty-Bonjour, Guy, Les Catégories du Matérialisme Dialectique. L'ontologie soviétique contemporaine (Soviética. Monographies de l'Institut de l'Europe Orientale à l'Université de Fribourg/Suisse) gr. 8^o (VI u. 206 S.) Dordrecht-Holland 1965, Reidel. 27.— fl. — Sowohl G. Lukács (Geschichte und Klassenbewußtsein, 1923) wie A. M. Deborin (Philosophie und Marxismus, 1926; Hegel und der dialektische Materialismus, 1932) wurden von der obersten ideologischen Sowjetbehörde offiziell verurteilt, beide letztlich wegen idealistischer Tendenzen: L. kann sich zu einer Dialektik der Natur nicht verstehen, D. nähert Hegel und Marx einander zu sehr an. Die Auseinandersetzung innerhalb der sowjetischen Philosophen bewegt sich seit Stalins Tod um das zugrunde liegende Problem der Möglichkeit einer Naturdialektik ohne „Subjektivität“, ohne „Logos“ (vgl. 4). Die Kritik der nicht-orthodoxen Marxisten wie erst recht der Nicht-Marxisten (z. B. Hyppolite, Merleau-Ponty) richtet sich immer wieder gegen die Konzeption einer solchen Möglichkeit. Der Verf. geht im weiteren Verlauf der Darstellung nicht eigentlich auf diese Thematik ein; er verfolgt die innersowjetische Diskussion um die Kategorien des dialektischen Materialismus, praktisch eben diejenigen der Naturdialektik, und läßt den Zusammenhang mit dem historischen Materialismus (wo die Dialektik ihre ursprüngliche Heimat hat) unberücksichtigt (11/12). Zu-

nächst entwickelt er die Auffassung des kooperativen Verhältnisses von Dialektik-Philosophie und Einzelwissenschaften, d. h. hier Naturwissenschaften, darauf den Begriff der „Kategorie“: der Primat der Natur, des „Objektiven“, des Ontologischen — einer „naiven“ Ontologie, sagen die anderen — springt gut heraus, Neues gegenüber oft Ausgesprochenem wird freilich kaum zutage gefördert. Interessanter liest sich das Kapitel über die Dialektik der Kategorien. Dialektik meint Korrelation, aber auch irgendwie Widerspruch, und über den Sinn von Widerspruch (dialektischem Widerspruch) und damit den des „Übergehens“ der Kategorien ineinander herrscht unter den Sowjetphilosophen tiefe Uneinigkeit (49). Das begriffliche Handwerkszeug ist hier nicht auf der Höhe (51). Auch bezüglich weiterer Themenkreise wird immer wieder festgestellt, wie unklar, verworren und unbefriedigend die Theorien sind (128, 138, 167, 179, 194). Zur Frage der Dialektik der Kategorien überrascht nun die oppositionelle These von K. S. Bakradze (60 f.), der eine Dialektisation der Kategorien verwirft; gerade auch seine Versuche, die „Klassiker“ anders als bisher auszulegen, vor allem auch deren Verhältnis zu Hegel (76, 78 f.), verdienen Beachtung; jedenfalls bieten sie ein Beispiel für die relative Freiheit der philosophischen Diskussion in Rußland nach Stalins Tod. Das Ergebnis scheint jedoch eine Zersetzung des „spekulativen“, d. h. hier, des eigentlich dialektischen Denkens zu sein: es löst sich auf in historischen „Evolutionismus“ (81). Im weiteren Verlauf der Studie wird die Kategorie der „Materie“ sehr instruktiv diskutiert, darauf nochmals der Sinn von „dialektischer Widerspruch“. Der Rez. darf anmerken, daß die Analysen im wesentlichen kaum überholen, vielmehr bestätigen, was er in seiner Schrift über materialistische Dialektik gezeigt hat. Daß sein Buch nicht zitiert wird, ist nicht schlimm, doch die in mancher Hinsicht weiterführende Veröffentlichung von H. Dahm, *Die Dialektik im Wandel der Sowjetphilosophie* (1963; vgl. Schol 39 [1964] 464) hätte unbedingt beigezogen werden müssen. — Der Verf. scheut sich nicht, und diese These tritt zum Schluß seiner Ausführungen in noch schärferes Licht, als Motiv solchen dialektischen Denkens die Allergie gegen die Idee eines göttlichen Ursprungs des Kosmos auszusprechen (135 u. ö., bes. 193 f.). Zumal der Begriff der Kausalität, gar der Finalität, spitzt die Auseinandersetzung auf das Thema „Gott“ zu. In der „Conclusion“ wird die dreigliedrige Herkunft des sowjetischen Philosophierens herausgestellt: Anspruch auf „Wissenschaftlichkeit“, Hegelsche Dialektik, Aristotelischer Realismus. Tatsächlich aber „löst“ man alle wesentlichen Probleme mit Berufung auf rein wissenschaftliche Argumente (191), wenigstens, so darf man hinzufügen, in pseudo-philosophischer, oft genug auch, am stärksten, vornehmlich in den Handbüchern, ebenso sehr auf pseudo-wissenschaftliche Weise. Das Problem des Seins selbst, also das zentrale, kann auf der Ebene der sog. Wissenschaften überhaupt nicht gestellt, geschweige denn beantwortet werden (ebd.).

H. O g i e r m a n n S. J.

Blakeley, Thomas J., *Soviet Philosophy. A General Introduction to Contemporary Soviet Thought.* gr. 8^o (VI u. 82 S.). Dordrecht 1964, Reidel. 18.- DM. 4.50 \$. — Das Buch bringt in zwölf kurzen Kapiteln einen Abriss über die gegenwärtige Philosophie des Kommunismus in der Einteilung der sowjetischen Autoren. Der Dialektische Materialismus enthält als Hauptbestandteil die Lehre über die Materie, die Dialektik und das Denken. Hier werden Psychologie und Logik angefügt. Der Historische Materialismus, also die kommunistische Geschichts- und Gesellschaftsphilosophie, wird ergänzt durch Ethik, Atheismus und Geschichte der Philosophie. — Der Zweck des Buches, dem Leser eine rasche Orientierung und Übersicht über die gegenwärtige Lehre zu geben, wird durch die knappe Formulierung und die einer Dezimalordnung folgende Einteilung gut erreicht. Jedes Kapitel enthält außer der systematischen Darstellung auch eine Aufzählung und Besprechung sowohl der sowjetischen Quellen als auch der westlichen Literatur, wodurch man rasch zu den Standardwerken geführt wird. — Obwohl der Text selbst keine Einzelverweise enthält, wird der Kundige merken, daß der Verf. dort, wo unterschiedliche Meinungen sowjetischer Autoren vorliegen, einen ausgewogenen Mittelweg einschlug und der Text somit sicher als authentisch gelten darf. Von einer Kritik der Lehre wurde vollständig abgesehen, doch sind Schwier-

rigkeiten erwähnt, welche die sowjetischen Wissenschaftler bei der Behandlung ihres Stoffes selbst empfanden und aussprachen. Trotz der thesenartigen Diktion und der wissenschaftlichen Genauigkeit besitzt das Buch eine Frische und Aussagekraft, die unmittelbar in die Auseinandersetzung hineinführen. H. F a l k S. J.

Ballestrem, Karl G., Russian Philosophical Terminology (Soviética, Veröffentlichung des Osteuropa-Instituts der Univ. Freiburg/Schweiz, hrsg. v. J. M. Bocheński). gr. 8^o (VII und 117 S.), Dordrecht 1964, Reidel. 22.-DM. 6.60 \$. 20.-fl. — Das Buch umfaßt mehr als 1000 der ständig wiederkehrenden philosophischen Begriffe der sowjetischen Literatur in alphabetischer Folge und gibt die Übersetzungen dazu parallel in English, Deutsch und Französisch. Der Autor, Assistent bei Bocheński, ging bei der Auswahl von der praktischen Erfahrung aus und genoß sachkundige Unterstützung durch eine Reihe hervorragender Fachleute auf dem Gebiet der sowjetischen Ideologie. Ausschlaggebende Gesichtspunkte für die Aufnahme der Begriffe waren a) die Eigenbedeutung mancher Worte innerhalb der sowjetischen Philosophie, b) philosophisch-allgemeine Zentralbegriffe und c) nicht streng philosophische Begriffe, die jedoch im erklärenden Sprachgebrauch ständig auftauchen. Allgemeinbegriffe mit kommunistischer Sonderbedeutung sind eigens gekennzeichnet. Durch alphabetische Register der französischen, deutschen und englischen Begriffe am Schluß des Buches werden Querverbindungen und Rückvergewisserungen sehr erleichtert. Das Buch gehört zum Standardwerkzeug für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der sowjetischen Ideologie. F r. M a r t e S. J.

Bocheński, J. M. (Hrsg.) Bibliographie der sowjetischen Philosophie, 5. Bd., Register/Indices 1947—1960 (Soviética, Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts der Univ. Freiburg [Schweiz]). gr. 8^o (143 S.) Dordrecht 1964, Reidel. 29.50 DM. 7.50 \$. 26.50 fl. — Dieser Band enthält ein Namenregister (1—47), ein deutsches (48—90) und ein englisches Sachregister (91—143) zu den vorhergehenden Bänden der gleichen Sammlung. Wir haben deren Sinn und Wert hier regelmäßig gewürdigt (vgl. Schol 39 [1964] 146 f.). H. F a l k S. J.

3. Naturphilosophie. Psychologie und Anthropologie

Saur, Karl, Transzendenz als Wirklichkeit. Beiträge zu einem modernen Weltbild. Bd. I. 8^o (211 S.) Hamburg 1965, Appel. 9.80 DM. — Das Buch beginnt mit einem Geleitwort von Pascual Jordan, in dem er vor der „Hypertrophie der Spezialisierung“ warnt. Im eigenen Rahmen der naturwissenschaftlichen Forschung besteht die Gefahr nicht, denn Zusammenarbeit in Forschungsgruppen und die Pflege der Grenzgebiete sind wirksame Gegengewichte. „Im Kosmos geistigen Lebens“ sind aber die Naturwissenschaften nur ein Teilstück, denn es gibt eben noch die Geisteswissenschaften mit Philosophie und Theologie. Wird die Spezialisierung auch auf diese Gebiete zunehmend ausgedehnt — und vielfach scheint dieser Prozeß im Gang zu sein —, so droht „völlige geistige Zersplitterung und Auflösung“. Dazu kommt, daß die materialistische Weltanschauung ihre Überzeugungskraft gerade daraus gewinnt, daß sie behauptet, alle Fragen von Natur und menschlicher Existenz einheitlich zu beantworten, und zwar im Sinne der Naturwissenschaft. Hier ist es wichtig, zu zeigen, daß die „Antwort des Materialismus naturwissenschaftlich falsch ist“. Das Werk von S., dessen erster Band hier vorliegt, schaltet sich hier in diese Auseinandersetzung von naturwissenschaftlicher und naturphilosophischer Seite ein. Bei der Anordnung des Stoffes ist der Verf. nicht systematisch vorangegangen, sondern hat in 12 Kapiteln einige der Grundprobleme des modernen Weltbildes herausgegriffen. Im 1. Kap. stellt er die Frage, wieso ein Weltbild überhaupt erforderlich ist und setzt sich auseinander mit Idealismus und Positivismus, wobei er einen realistischen Standpunkt zu begründen sucht. Unter „Weltbild“ versteht der Verf. nicht eine Beschreibung unserer alltäglichen Welt, sondern einen „Hintergrund“, aus dem das, was wir erleben, hervorgeht, und der unseren einzelnen Erlebnissen einen Zusammenhang gibt (10). Als Wahrheits-

kriterium stellt S. „Isomorphie“ und „Konvergenz“ (20 f.) dar. Nach dem kurzen 2. Kapitel (26—27), das der Auseinandersetzung mit dem radikalen Dualismus gewidmet ist, bilden Kap. 3—6 eine engere Einheit. In ihnen wird die Auseinandersetzung mit dem Monismus weitergeführt, der transzendierende Standpunkt begründet, die ontologische Grundlage des transzendenten Realismus gelegt und die Durchführbarkeit eines transzendierenden Weltbildes untersucht. Am besten wird man den Standpunkt des Verf. aus folgendem Zitat verstehen: „Unser Standpunkt ist in ontologischer Hinsicht als monistisch zu betrachten, da unser normaler Erfahrungsbereich (die ‚Oberfläche‘) mit dem Ganzen (dem Gesamtraum) eine Einheit bildet. In anthropologischer Hinsicht aber wird sich unsere Auffassung als dualistisch herausstellen, indem das, was von uns der Oberfläche angehört und mit anderen Gebilden der Oberfläche in einem durch deren Gesetze gegebenen Zusammenhang steht, von dem, was von uns dem Innern des Ganzen (der Transzendenz) angehört, durchaus zu unterscheiden ist“ (27). Vielleicht darf hier kritisch bemerkt werden, daß der Immanenzbegriff wohl noch mehr geklärt werden könnte, denn einmal ist nach dem Verf. das Immanente = das dem Erfahrungsbereich Angehörige; Immanenz wäre also dann der Gegensatz zu Transzendenz; andererseits wird aber Immanenz auch begriffen als das Innen des Ganzen, das uns empirisch nicht erfahrbar zugänglich ist und dann also weithin mit Transzendenz zusammenfällt (wie im obigen Zitat). Der mit Begriffen und Vorstellungen der modernen theoretischen Physik und Kybernetik operierende Verf. sieht eines seiner Hauptanliegen darin, daß „den ‚Ganzheitskräften‘ der ihnen gebührende Platz eingeräumt wird“. Nach S. gehören die Ganzheitskräfte („Entelechien“) oder „individualisierenden Kräfte“ zur Transzendenz, und er entwickelt ein sehr erwägenswertes System (67—90), wie eine „transzendente Steuerung“ — auf Grund kybernetischer Vorstellungen — gedacht werden kann. Freilich könnte man sich an dieser Stelle wirklich fragen, ob die Leib-Seele-Einheit nicht doch wieder sehr in Gefahr gerät, auseinandergerissen zu werden, zumal S. eine Art Präexistenz der Entelechien (Seelen) annimmt und damit dem in einem eigenem Kapitel abgelehnten extremen Dualismus doch wieder etwas nahekommt. Wir glauben nicht, daß eine solche Präexistenz notwendig angenommen werden muß, um das Systemganze, wie es S. entwirft, zu wahren. Die Kapitel 7—13 behandeln verschiedene Teilprobleme in einer etwas bunten Mischung: Komplementärlehre und monistische Anthropologie als unnötige Rückzüge, die Rolle der Anschauung, der reale Hintergrund quantenphysikalischer Begriffe, Einheit des Bewußtseins, Ewigkeit als Postulat. Zwei Anhänge geben Zusätze und Ergänzungen und fachwissenschaftliche Erläuterungen (Wellenfunktion und ihre Reduktion, Komplementarität, Relativitätstheorie). Der Reichtum der Perspektiven, die das Buch eröffnet, konnte kaum angedeutet werden. Es lohnt sich, das Werk gründlich zu studieren, und man wird auf den 2. Band wirklich gespannt sein.

A. H a a s S. J.

Mercier, Anton, u. Schaer, Jonathan, Die Idee einer einheitlichen Theorie. Beitrag zur Methodologie der modernen Physik (Erfahrung und Denken, 14). gr. 8^o (120 S.) Berlin 1964, Duncker & Humblot. 22.60 DM. — „Simplex sigillum veri“ — aber genaugenommen ist es wohl nicht so sehr die Einfachheit als vielmehr die Einheitlichkeit, d. h. die Ableitung einer möglichst großen Anzahl von Daten aus einer möglichst geringen Anzahl von unabhängigen Grundannahmen, welche das Ziel zumindest der physikalischen Naturerklärung und das Kriterium für die Einschätzung einer Hypothese bildet. Dieses Bemühen der Physik um Vereinheitlichung und die Grenzen, an die es stieß, will der erste Teil des Buches auch dem Nichtphysiker verständlich machen und erfüllt damit sicher eine wesentliche methodologische Aufgabe; der zweite Teil gibt in mehr fachwissenschaftlicher Art einen Überblick über die Bemühungen zur Vereinigung von Gravitationstheorie und Elektrodynamik, die ja heute als „einheitliche Theorien“ im speziellen Sinn bezeichnet werden. Die weltanschaulichen Auswirkungen dieses Strebens nach einer einheitlichen Naturerklärung, seiner Erfolge und seines Scheiterns, liegen auf der Hand. Zu dem „Sturz der Parität“ (44) wäre neuestens die vermutete Verletzung der zeitlichen Symmetrie hinzuzufügen. Und sollte man bei den „zeitgenössischen Tendenzen“ (108) nicht auch jene in letzter Zeit sich mehrenden Versuche wenig-

stens nennen, welche, statt die Elektrodynamik zu geometrisieren, umgekehrt die Gravitationstheorie wieder ent-geometrisieren wollen? W. Büchel S. J.

de Broglie, Louis, La Thermodynamique de la Particule Isolée (ou: Thermodynamique Cachée des Particules) (Les Grands Problèmes des Sciences, 17). gr. 8° (VI u. 125 S.) Paris 1964, Gauthier-Villars. 36.— F. — Im Zug seiner bekannten Kritik an der üblichen Deutung der Quantenphysik diskutiert B. folgende Konzeption: Ein quantenphysikalisches „Teilchen“ ist in Wirklichkeit eine singuläre Stelle eines realen Wellenzuges und bewegt sich mit diesem nach eindeutig-kausalen Gesetzen durch den Raum. Der statistische Charakter der Quantenphysik wird nach Analogie der Brownschen Bewegung erklärt: Das „Teilchen“ steht in beständiger Wechselwirkung mit im allgemeinen nicht erkennbaren Objekten der „unterquantenphysikalischen Ebene“ im Sinn von *Bohm-Vigier* und führt infolge dieser unregelmäßigen Wechselwirkung statistische Schwankungsbewegungen aus; die unterquantenphysikalische Ebene spielt also für die Quantenphysik eine ähnliche Rolle wie ein Thermostat in der gewöhnlichen Thermodynamik. Die Sonderrolle der stationären Zustände in der Quantenphysik wird versuchsweise darauf zurückgeführt, daß ein einzelner stationärer Zustand in der „verborgenen Thermodynamik“ eine größere Entropie aufweise als eine Überlagerung verschiedener Zustände. B. nennt schon selbst zwei schwerwiegende Einwände gegen seine Auffassung, ohne eine rechte Lösung angeben zu können: Die Temperatur T des „verborgenen Thermostaten“ soll nach dem entwickelten Formalismus gegeben sein durch $k \cdot T = m_0 \cdot c^2$ ($k =$ Boltzmannkonstante, $m_0 =$ Ruhemasse des betrachteten quantenphysikalischen Teilchens). Infolgedessen müßte man zu jeder Teilchenart einen besonderen Thermostaten annehmen mit Temperaturen in der Größenordnung von Billionen Graden. Außerdem müßte der Thermostat in allen gleichförmig-gradlinig bewegten Bezugssystemen dieselbe Temperatur haben, während nach der Relativitätstheorie die Temperatur von den verschiedenen Bezugssystemen aus als verschieden groß gemessen wird. Schließlich eine von B. noch nicht erwähnte Schwierigkeit: Die Überlegungen B.s beruhen wesentlich auf der allgemein üblichen Annahme, daß die Temperatur sich relativistisch nach der Formel $T = T_0 \cdot \sqrt{1 - v^2/c^2}$ transformiere. *H. Arzeliès* hat aber kürzlich mit Nachdruck die Auffassung vertreten (Nuovo Cimento 35 [1965] 792, daß diese Formel falsch und die richtige Transformation durch $T = T_0 / \sqrt{1 - v^2/c^2}$ gegeben sei. W. Büchel S. J.

Hörz, Herbert, Atome, Kausalität, Quantensprünge. Quantentheorie — philosophisch betrachtet. 8° (249 S.) Berlin 1964, VEB Deutscher Verlag d. Wissenschaften. 19.80 DM. — In der Auseinandersetzung des Diamat mit der modernen Physik scheint sich ein erheblicher Stilwandel anzubahnen. In dem vorliegenden Buch jedenfalls werden die westlichen Physiker nicht mehr beschimpft und verhöhnt, sondern ihre Auffassungen werden ruhig und sachlich dargelegt und diskutiert; es wird zugegeben, daß die Physiker berechtigte Anliegen haben, die von den (Diamat-)Philosophen in der Vergangenheit nicht oder falsch verstanden worden seien; es werden keine Ausflüchte mehr versucht, deren Aussichtslosigkeit für den mit der physikalischen Sachlage Vertrauten von vornherein klar ist usw. Es wird vielmehr betont, daß es oft eine schwierige Frage sei, in welcher Weise die „zweifelloso richtigen“ Prinzipien des Diamat auf den konkreten Einzelfall anzuwenden seien; und in diesem Sinn will H. sich um die Begriffe und Probleme der Bewegung, der Wechselwirkung, der Kausalität und der Realität in der Quantenphysik bemühen. Es sei hier nur auf den grundlegenden Bewegungsbegriff eingegangen. H. sieht den philosophischen Grund der quantenphysikalischen Unschärfebeziehung in der dialektischen inneren Widersprüchlichkeit der Bewegung, wie sie schon von Zenon und dann von Hegel, Engels und Lenin herausgestellt worden sei: Wenn ich einem bewegten Körper einen bestimmten Ort zuschreibe, dann „fixiere“ ich ihn gleichsam an diesem Ort und leugne damit seine Bewegung, seine Geschwindigkeit; schreibe ich ihm aber eine bestimmte Geschwindigkeit zu, dann bedeutet dies, daß der Körper sich eben nicht an einem einzigen, wohlbestimmten Ort befindet. Auf diese Weise leitet H. „apriorisch“ die Unschärfebeziehung ab, wobei natürlich der Wert der Konstanten h offenbleibt (42). Wenn

diese Ableitung zuträfe, dann dürfte es für einen exakt (relativ) ruhenden Körper, bei dem also die Problematik der Bewegung völlig entfällt, keine Schwierigkeit bereiten, seinen Ort genau zu bestimmen. Nach der Quantenphysik muß aber natürlich der Ort eines Körpers, dessen Geschwindigkeit exakt gleich Null ist, notwendigerweise völlig unbestimmt sein; erst wenn man die Möglichkeit zuläßt, daß die Geschwindigkeit des Körpers auch etwas über oder unter Null liegen kann, wenn man also das zuläßt, wodurch nach der „philosophischen Unschärfebeziehung“ der Ort des Körpers verschwimmen müßte, wird nach der quantenphysikalischen Unschärfebeziehung der Ort des Körpers genauer fixierbar, und zwar um so genauer, je größer der Spielraum der zugelassenen Geschwindigkeit ist. Infolgedessen ist es physikalisch falsch, wenn H. schreibt: „Relativ hohe Geschwindigkeiten ‚klassischer Korpuskeln‘ führen zur Problematik der ungenauen Lokalisierbarkeit“ (44, ähnlich 43 u. 45). In Wirklichkeit ist das klassische Korpuskelbild im allgemeinen um so besser auf ein Elementarteilchen anwendbar, je höher dessen Geschwindigkeit, d. h. je kleiner die Wellenlänge der zugeordneten Materiewelle ist; um die nicht-klassischen Interferenzeffekte nachzuweisen, muß man Teilchen mit möglichst großer Wellenlänge, d. h. mit möglichst geringer Geschwindigkeit, verwenden.

W. Büchel S. J.

Nevanlinna, Rolf, Raum, Zeit und Relativität. gr. 8^o (229 S.) Basel-Stuttgart 1964, Birkhäuser. 23.— DM. — Diese an den Universitäten Helsinki und Zürich gehaltenen Vorlesungen wenden sich an einen breiteren, philosophisch und wissenschaftlich interessierten Leserkreis und geben auf dem Hintergrund einer Ideengeschichte der Raum-Zeit-Lehre eine Einführung in die Grundgedanken der nichteuklidischen Geometrie, der speziellen und der allgemeinen Relativitätstheorie, bei welcher lediglich die Physik- und Mathematikkenntnisse der Mittelstufe der Oberschule bzw. des Gymnasiums vorausgesetzt werden. Es ist erstaunlich, wieviel auf diese Weise, unter Verwendung von Zeichnungen, Modellen usw. vermittelt werden kann, und man muß sich fragen, ob nicht im Physik- und Mathematikunterricht der höheren Schule ein derartiges Buch einen größeren Beitrag zu einer wirklichen Allgemeinbildung leisten könnte als die üblichen Lehrbücher, die zwar die exakte Kenntnis einfacherer fachwissenschaftlicher Formeln vermitteln, dafür aber fast von vornherein vor der Aufgabe kapitulieren, die Grundgedanken der großen modernen physikalischen Theorien aus ihrer fachwissenschaftlichen Einkleidung herauszuschälen und in ihrer allgemeinen, „philosophischen“ Bedeutung sichtbar werden zu lassen. Wenn man gegenüber der Darstellung von N. noch Wünsche äußern darf: Vielleicht sollte noch klarer herausgestellt werden, daß die „Krümmung“ der allgemein-relativistischen Raumzeit nicht die Einbettung in höhere Dimensionen bedeutet; man sollte sich noch entschiedener von dieser fachwissenschaftlichen Ausdrucksweise, die in philosophisch-erkenntnistheoretischer Hinsicht so irreführend ist, distanzieren. Es dürfte wohl auch mit den Mitteln des Buches durchaus möglich sein, bei der Nichteuklidizitätsdiskussion die Hypothese universeller deformierender Kräfte (*Poincaré, Reichenbach*) zu behandeln, welche neustens in der physikalischen Literatur wieder Interesse gefunden hat.

W. Büchel S. J.

Haas, Johannes, Der Ursprung des Lebens. Ergebnisse und Probleme der Biogeneseforschung unter besonderer Berücksichtigung der sowjetischen Forschungsergebnisse. 8^o (421 S.) München 1964, Pustet. 28.— DM. — Daß ein so umfassender Kenner der Zellmorphologie und Zellphysiologie wie der Verf. sich nun auch dem heiß diskutierten Problem der Biogenese ausführlich gewidmet hat, wird man dankbar begrüßen müssen. Die Frage nach dem Ursprung des Lebens ist ja heute zu einer eigenen Disziplin (Biogeneseforschung) geworden, deren Schrifttum sehr umfangreich und weitschichtig ist. In allen Teilen der Welt wird an zahlreichen Teilproblemen gearbeitet, und die erzielten Ergebnisse haben ganz unterschiedliche Bedeutung. Der in das Spezialfach nicht eingeweihte Leser kann vor allem die oft weittragenden Folgerungen, Hypothesen und Extrapolationen, die viele Forscher an ihre Ergebnisse knüpfen, nicht beurteilen. Außerdem werden die Kenntnisse der modernen Biochemie vorausgesetzt, deren umfangreiche und komplizierte Formelsprache dem Nichtchemiker keineswegs verständlich ist. Dennoch interessiert

das Biogeneseproblem eine breite Schicht von Gebildeten. Der Verf. hat diese Schwierigkeit dadurch zu überwinden versucht, daß er in Kap. 4—8 die biochemischen Grundlagen (asymmetrische Kohlenstoffverbindungen, Proteine, Nukleinsäuren, mesomolekulare Verbindungen, biochemische Dynamik der Zelle) in der nötigen Ausführlichkeit (73—272) dargelegt hat, wobei er sich weithin auf das ausgezeichnete Lehrbuch von P. Karlson (Stuttgart 1961) stützen konnte. Die ersten 3 Kapitel bieten Probleme und Methoden der Biogeneseforschung, beschreiben die Erde der Urzeit und zeigen die Möglichkeit einer abiogenen Entstehung niedermolekularer organischer Stoffe auf. Eine ausgezeichnete Zusammenfassung über die Viren und ihre Stellung in der Evolution wird im 10. Kap. geboten. Im 11. Kap. setzt sich der Verf. mit der besonders von russischen Forschern vertretenen Koazervat-Theorie der Biogenese auseinander. Nach einer ausführlichen Darlegung der Biogenesetheorie Oparins (307—350) gibt H. folgende Bewertung: Die Theorie hinterläßt ohne Zweifel einen faszinierenden, zugleich aber auch einen verwirrenden Eindruck. Das liegt größtenteils an den drei Grundbegriffen dieser Theorie: Koazervat, offenes System und natürliche Zuchtwahl. Alle drei Begriffe nimmt H. genau unter die Lupe und weist ihre Schwächen nach. Falsch ist die Gleichsetzung von Koazervaten und Protoplasma, die daher rührt, daß man noch der früheren Vorstellung huldigt, Lebenserscheinungen seien in ihrem Wesen kolloid-chemischer Natur; wir wissen aber inzwischen, daß sie biochemischer Natur sind. Sie vollziehen sich nicht im kolloidchemischen Bereich des Submikroskopischen und Mikroskopischen, sondern im tiefer gelegenen Bereich des Molekularen und Makromolekularen (353 f.). Der von Oparin angewandte zweite Begriff („offenes System“) leidet darunter, daß nicht zwischen unbelebten und belebten offenen Systemen unterschieden wird (355), die wesentlich verschieden sind. So entsteht der trügerische Eindruck, man könne die innere Dynamik der Organismen mit dem außenabhängigen unbelebten offenen System erklären. Der 3. Grundbegriff (natürliche Zuchtwahl) veranlaßt Oparin zu einer eklatanten *petitio principii*: er setzt das als gegeben voraus (Fortpflanzung), dessen Entstehung er beweisen will. Zuchtwahl und Überleben des Passendsten setzt nämlich die Fortpflanzung und damit eine der wichtigsten Leistungen des Lebens voraus. Die Kapitel 12 und 13 runden das Thema ab und besprechen die biochemische Organisation und Evolution der Urorganismen. Das Schlußkapitel ist der metaphysischen Betrachtung des Organismus gewidmet und legt dar, wie die Biogenese auch als transzendentes Geschehen zu werten ist. Aus der komplexen Ordnung in der Struktur des lebenden Substrates und des biochemischen Reaktionsgeschehens schließt der Verf. mit Recht auf einen „Gestaltungsfaktor“ (406), der die Materie transzendiert und seinen Ursprung letztlich nicht in der Evolution, sondern in der Schöpfung hat. A. H a a s S. J.

Studies in Philosophical Psychology (Tulane Studies in Philosophy, XIII) 8^o (147 S.) New Orleans / Den Haag 1964, Nijhoff, 7.20 fl. — In diesem Bande der Tulane Studies sind drei systematische und vier andere Abhandlungen zusammengefaßt, die mehr in den Bereich einer Geschichte der philosophischen Psychologie gehören. Die einzelnen Beiträge werden, je nach den Interessen des Lesers, eine verschiedene Beachtung finden, auch ihre Bedeutung für Systematik oder Geschichte der philosophischen Psychologie ist unterschiedlich. Der Geisttheorie des Anaxagoras (eigentlich seiner *Nouslehre*) ist die kurze Abhandlung von *Ch. de Bose* gewidmet (50—54). Anregend und auch in die Tiefe gehend schreibt *E. G. Ballard* in seiner Untersuchung über die Raumauffassung der Renaissance und die an Hume orientierte Entwicklung in der philosophischen Psychologie (55—79). Der Verf. stellt sich die Frage, ob nicht bei dieser eigentlich unpersönlichen Psychologie das im tieferen Sinne Menschliche, seine Individualität und Personalität, dem Blicke und auch den Untersuchungen entgleitet? (76.) Hier scheint eine neue und kritische Überprüfung der Auffassungen Humes notwendig. Dabei müßte man von der Frage ausgehen und sich von ihr leiten lassen, welcher Seinsart der Mensch zugehören muß, daß er sich über die Alternative zu wundern vermag, ob er seinem Wesen nach durch naturwissenschaftliche Untersuchungen erklärt werden kann oder nicht (79). — *J. K. Feibleman* eröffnet den Band mit einer Arbeit über Aggression (3—26), die aber nicht eigentlich in einem charak-

terologischen oder tiefenpsychologischen Sinn angegangen wird, wie schon der weitere Titel zeigt: *The Muscled and Alterable Objects*. Aggression wird hier verstanden als die Tendenz des Individuums, zur Erhaltung oder Erweiterung der eigenen Existenz materielle Objekte der Umwelt auch gegen deren Widerstand sich dienstbar zu machen für die unmittelbaren Bedürfnisse der Nahrung, des Sexus, der Wohnung und dann für die mittelbaren Bedürfnisse und Fernziele der Erkenntnis, der Kultur und der Zivilisation in allen ihren Möglichkeiten. Alle anderen Triebe sind „species of aggression“ (3). Man möchte fragen, ob nach den Gedanken des Verf. die Schöpfungen der Kultur etwa aus Sublimierungen des Aggressionstriebes zu verstehen sind, analog zu den Gedanken Freuds über Sublimierung der Sexualtriebe: eine Frage, die der Verf. nicht stellt. Er identifiziert aber seinen Destruktionstrieb (die negative Seite der Aggressionen) mit dem Todestriebe Freuds (4). — In seiner Arbeit „Perception and Epistemology“ (27—43) geht H. L. Lee davon aus, daß philosophische und „wissenschaftliche“ (im Sinn der Naturwissenschaften genommene) Probleme auf jeweils ganz verschiedenen Ebenen liegen und deshalb auch einen je anderen Weg der Lösung verlangen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Erfahrung, auf die der Empiriker sich mit Recht beruft, schon selber eine erkenntnistheoretische, also philosophische Kategorie ist. Die Aufgabe der philosophischen Psychologie im Gegensatz zur empirischen liegt darin, daß sie kategoriale und spekulative Bestimmungen über „Erfahrung“, „Bewußtsein“, „Begriff“ und „wahrheitsbringende Wahrnehmungen“ zu treffen hat, auf deren Grund dann die empirische Psychologie ihre Beobachtungen, Verifikationsversuche und allgemeinen Gesetze aufbauen kann (42). Wird aber mit einer derartigen Konzeption die philosophische Psychologie nicht weitgehend in eine auf Psychologie spezifizierte Erkenntnistheorie eingeeignet, in der die Untersuchungen über Seele und deren Sein, über ihre Strukturen und eventuelle Unterstrukturen kaum noch einen Platz haben? — In zwei weiteren Beiträgen (*R. C. Whittemore*, 80—110, und *A. J. Reck*, 111—147) wird über den amerikanischen Philosophen und kalvinischen Theologen Laurens Hickok, dessen *Rational Psychology* 1849 erschienen ist (2. Aufl. 1861) und über die Philosophie des englischen Neuhegelianers (111) Andrew Brand Blanshard berichtet, der sein Werk über die Natur des Gedankens (1939) jetzt weiterführt in einer Trilogie ‚Reason and Goodness‘ (1961), ‚Reason and Analysis‘ (1962), ‚Reason and Belief‘ (in Vorbereitung). In diesem letzteren Werk greift er zurück auf seine *Gifford Lectures (The Revolt against Reason)* und kritisiert darin scharf die jüngste Theologie des Neuthomismus sowie neu-orthodoxer und existentialistischer Prägungen (114).

L. Gilen S. J.

Graumann, Carl Fr. (Hrsg.), *Denken* (Neue wissenschaftliche Bibliothek, 3. Psychologie) gr. 8^o (513 S.) Köln/Berlin 1965, Kiepenheuer & Witsch. — Das eingehende und kritische Studium dieses Bandes, der wichtige Arbeiten aus dem Gebiete der Denkpsychologie nachdruckt, kann man nur jedem empfehlen, der an den sachlichen Problemen der Denkprozesse, an den Methoden ihrer Erforschung und an der Entwicklung dieser Methoden interessiert ist. Am Ende des Bandes steht eine Abhandlung des Philosophen *Gilbert Ryle*, die man mit Nutzen vor der Lektüre des Buches liest. Ryle spricht von der relativen Unergiebigkeit dieser zum Teil so mühevollen Untersuchungen und stellt die Frage nach der Identität des Gegenstandes dieser Arbeiten: „Was glaubten diese Forscher zu untersuchen?“ (461). Die Schwierigkeit liegt nach Ryle darin, daß die Psychologie ihre Untersuchungen auf konfusen oder irrigen Vorstellungen aufbaute, die als Erbe aus den herrschenden philosophischen Theorien übernommen wurden. Ob man es aber der Psychologie verargen kann, daß sie im Gefolge von Entdeckungen oder Analysen der Logik und der Erkenntnistheorie das psychologische Werden der Gedanken, der Abstraktionsprozesse, der Urteilsakte und auch der Schlußverfahren mit ihnen — vielleicht neu zu erstellenden — Methoden aufzuhellen suchte, möchten wir doch sehr bezweifeln. Die hier zusammengefaßten und teilweise schon klassisch gewordenen Beiträge sowie das umfangreiche Literaturverzeichnis (473—496) geben jedenfalls ein eindrucksvolles Bild der bisher in diesem Sektor geleisteten Arbeit. — Im ersten Teil des Buches bietet der Herausgeber eine Einführung in die Problematik des Denkens nach seinem vorwissenschaftlichen Verständnis und nach seiner

Eigenart als Gegenstand psychologischer Forschung (15—43). Die intentionale Bezogenheit auf Gegenstände, die in irgendeiner Form außerhalb des Vorganges selber stehen oder als außerhalb seiner stehend von uns angesehen werden können (eventuell als bloß möglich oder überhaupt nicht existierend oder auch als existenzunmöglich) dürfte gegenüber dem sinnhaften Wahrnehmen und wohl auch Vorstellen als Wesenzug des Denkens gelten (20). Der zweite Teil des Buches (47—466) enthält rund 30 Abhandlungen hervorragender Forscher aus älterer und neuerer Zeit (*Wundt, Bühler, Külpe, Wertheimer, Ach, Hull, Heidbreder* und vieler anderer). Die Arbeiten sind unter folgenden Gesichtspunkten gruppiert: Das Wesen des Denkens (47—106), Verlauf und Formen des Denkens (107—157), Die Einstellung im Denken (159—211), Erfahrung und Produktivität (213—270), Das Problemlösen und seine Bedingungen (271—331), Die Begriffsbildung und ihre Untersuchungsmethoden (333—457), Kritik der Denkpsychologie mit der Arbeit von Ryle (459—466), über die schon oben gesprochen wurde. Die kritische Selbstbesinnung, zu der R. aufruft, kann (trotz einzelner Vorbehalte) der Forschung nur nützen und zur Klärung dessen beitragen, was nun in der Denkpsychologie wirklich experimentell zu untersuchen ist und was sich, wenigstens vorläufig noch, diesen Methoden entzieht. In diesem Sinn mag seine Feststellung gelten: „Um die Begriffsverwirrung aus einem System zu entfernen, ist aber nicht harte experimentelle, sondern harte begriffliche Arbeit vonnöten“ (466). Wenn R. meint, daß die Denkpsychologie nach ihrem Untersuchungsgegenstand vielfach an der jeweiligen Logik oder Erkenntnistheorie orientiert war, so dürfte das weitgehend richtig sein. Man vergleiche etwa die Arbeit von *Wertheimer* „Über Schlußprozesse im produktiven Denken“ (225—240). (Das dort herangezogene Beispiel ist wohl nicht dem *Modus barbara* der traditionellen Logik zuzuordnen; es entspricht vielmehr dem „dabitis“: alle Sätze affirmativ, Obersatz allgemein, Untersatz und conclusio particular).

L. Gilen S. J.

Spengler, Ernst, Das Gewissen bei Freud und Jung. Mit einer philosophisch-anthropologischen Grundlegung. 80 (124 S.) Zürich 1964, Juris-Verlag. 16.—DM. Diese Zürcher Dissertation ist recht klar und übersichtlich aufgebaut: Kap. 1: Das Gewissen in der psychoanalytischen Theorie Freuds (9—29); Kap. 2: Das Gewissen in der analytischen Psychologie Jungs (30—70); Kap. 3: Die theoretischen Grundlagen der Gewissensauffassung bei Freud und Jung (71—97); Kap. 4: Versuch einer philosophisch-anthropologischen Sicht des Gewissens (98—120). In den beiden ersten Teilen kommen Freud und Jung in ausführlichen Zitaten zu Wort, die nicht selten den größeren Teil der Seiten ausmachen (vgl. 18—22). Das hat den Vorteil, daß der Leser die Originaltexte vor Augen hat. Für die Interpretation und eventuelle Vertiefung oder kritische Stellungnahmen bleibt dabei nicht immer der gewünschte Raum. Fragen dieser Art kommen aber in den beiden letzten Teilen zur Sprache (im Anschluß an Scheler, Heidegger, Häberlin, Keller, weniger an Stoker). Wenn S. 66 gesagt wird, das Gewissen sei eine „bewußtmachende Funktion des Selbst“, so bezieht S. sich wohl auf die Lehre Jungs vom Archetypus des Selbst. Bei der Bedeutung, die dem Gewissen für die Selbstentfaltung zukommt (vgl. den Abschnitt: Selbstsein und Gewissen, 111—118) könnte eine Diskussion über die nicht zu leugnende Realität des Gewissens und die von Jung nicht erhärtete Hypothese der Archetypen (44 f.) in ihrer Antinomie und deren Konsequenzen zu neuen Aspekten führen. Wenn der Verf. meint, daß „das Wesen des Seelischen je schon in allem unmittelbaren Erleben und Erfahren offenbar ist“ (101), so wäre an die keineswegs unbestrittenen Gedanken Brentanos und der phänomenologischen Schule zu diesem Problem zu erinnern. Die Existenz des guten Gewissens hätte auch durch neuere empirische Untersuchungen aus dem Gebiet der Normalpsychologie belegt werden können. Bei der Definition des Gewissens, die der Verf. gegen Ende des Buches (117) gibt, wird nicht ganz klar, ob er dabei nur an die *Phänomene* des Gewissens denkt, wie sie im Bewußtsein auftauchen oder auch im Unbewußten anzunehmen sind und wirksam werden, oder auch an die bewußtseinsjenseitige *Struktur* des Gewissens, die, wenn man will, wesensmäßig auf Kundgabe der „Verantwortlichkeit für das Dasein und dessen Aufgegebensein auf sich selbst hin im Sinne des Selbstseins“ angelegt ist.

L. Gilen S. J.

Küppers, Waltraud, *Mädchentagebücher der Nachkriegszeit*. Ein kritischer Beitrag zum sogenannten Wandel der Jugend. 8^o (334 S.) Stuttgart 1964, Klert. 24.— DM. — Wie aus der Einführung (7—10) hervorgeht, versucht die Arbeit eine Lücke in der methodisch bewußten Jugendpsychologie zu schließen. In Anlehnung an die ältere Jugendpsychologie und zum möglichen Vergleich mit deren Ergebnissen werden von 17 Mädchentagebüchern 7 der Geburtsjahrgänge 1930—1940, geschrieben 1945—1962, wenig gekürzt, wiedergegeben. Die Schreibenden stammen aus etwa demselben Milieu und bildungsmäßigen Herkommen wie diejenigen der älteren Generationen (Gruppe I: geboren 1892—1902, Gruppe II: geboren 1910—1922). K. will den Nachweis erbringen, daß der hauptsächlich durch Schelsky so stark betonte Wandel der heutigen Jugend „sich vielleicht nur dadurch ergab, daß unterschiedliche Vergleichsgruppen von Jugendlichen mit verschiedenen Methoden untersucht wurden“ (328). Die Tab. I (14) und III (286) erleichtern dazu den Einblick in die methodische Durchführung der Arbeit. Die sieben wiedergegebenen Tagebücher (16—218) der 12- bis 22jährigen sind unterschiedlich gekürzt worden, wobei hauptsächlich Wiederholungen vermieden werden sollten. Die sich anschließenden Interpretationen der Tagebücher (219—275) tragen den Stempel feiner, überzeugender Einfühlung. Sie lassen in den Zusammenfassungen den Sinn der Arbeit sehr deutlich werden. Im Ergebnis heißt es (270): „Aus unserem Material lassen sich keine Schlüsse auf eine gewandelte Lebenseinstellung der Jugendlichen ziehen. Skepsis, Konkretismus, Materialismus waren als jugendliche Haltungen nicht erkennbar. Die veränderte Epochen-situation wirkt sich im ganzen nicht verändernd auf die jugendspezifischen Züge aus. Die im öffentlichen Bewußtsein fixierten Pauschalurteile über eine seelisch-geistige Verarmung oder einen ethischen Substanzverlust dieser Jugendgeneration lassen sich an diesem individuellen Material nicht aufzeigen.“ Zur weiteren methodischen Vergleichbarkeit mit älteren Tagebuchveröffentlichungen werden die Bedeutung des Tagebuchschreibens (271—275), seine Verbreitung (276—280), die Konstanz und der Wandel im jugendlichen Seelenleben (281—325) und die Problematik der Tagebuchmethode (326—329) behandelt. — K. hat mit ihrer Arbeit zu Recht auf die individuellen Zeugnisse heutiger Mädchen aufmerksam gemacht. Daß sie methodisch bewußt vorgegangen ist, erhöht den Rang dieser Veröffentlichung. Sie ergänzt damit in notwendiger Weise die anderen Verfahren der Jugendforschung. Vielleicht ließe sich noch mehr über die vorgenommenen Kürzungen sagen und auch noch über die nicht veröffentlichten zehn Tagebücher.

F. Schleder er S. J.

Göbel, Edith, *Mädchen zwischen 14 und 18. Ihre Probleme und Interessen, ihre Vorbilder, Leitbilder und Ideale, und ihr Verhältnis zu den Erwachsenen*. 8^o (416 S., 25 Abb. und 15 Tab.) Hannover 1964, Schroedel. 23.60 DM. — Die Arbeit der Verf. gehört zu den „Empirischen Forschungen zu aktuellen pädagogischen Fragen und Aufgaben“, die im Auftrag des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische Forschung, Frankfurt a. M., von Prof. Dr. H. Roth herausgegeben werden. Ähnlich wie Hermann Bertlein für die männliche Jugend, hat es G. unternehmen, Mädchen zu Selbstaussagen zu bewegen, die einerseits thematisch geschickt provoziert wurden, andererseits kaum verfälschende Suggestivwirkungen erkennen lassen. Im Untertitel sind die drei Fragenkreise angesprochen. Sie ergeben auch den Aufbau des Buches. Nach methodischen Überlegungen (13—44) bietet der zweite Teil systematisch geordnete Originalantworten der 1013 Erhebungsbogen von mittelhessischen Mädchen: „Probleme und Interessen junger Mädchen“ (45 bis 158), „Vorbilder, Leitbilder und Ideale der jungen Mädchen“ (160—267), „Das Verhältnis der jungen Mädchen zu den Erwachsenen“ (268—397). Jeder Fragenkreis ist eingerahmt von einer einführenden Überlegung und einer guten Zusammenfassung. Es kann hier nicht im einzelnen die inhaltliche Seite der Antworten behandelt werden. Dazu sind die Antworten der Mädchen individuell zu verschieden. Die Abb. 2 und 8—12 sind z. B. sehr gute Hilfen, die reichlich wiedergegebenen Originalantworten leicht überschauen zu können. Dabei fällt zum Material ein, was Freud im „Unbehagen in der Kultur“ anspricht. Für die Berufsschülerinnen steht das andere Geschlecht im Vordergrund der Probleme und Interessen, für die Mittelschülerinnen ist es die Politik — man muß hier wohl an die Polis denken! —, für die Oberschülerinnen die Existenz und Transzendenz, die sie am meisten be-

wegt. Im Fragenkreis II fallen die Abb. 18 und 19 auf. Läßt sich aus ihnen eine Genese der Werte andeutungsweise herauslesen? Einen Religionspädagogen muß die Abb. 20 bedenklich stimmen. Die Interpretation G.s stimmt sicher, daß sich die heutigen Mädchen durch ihre Zukunftsträume nicht den Blick für ihre tatsächliche Lage trüben lassen (262) und daß sie die schwierige Synthese der Rolle einer Mutter und Berufstätigen zu bewältigen haben (267). Beim dritten Fragenkreis fällt allgemein die einsichtsvolle und gemäßigte Haltung der Mädchen auf. Dabei ist dieser Punkt ein guter Spiegel für Eltern und Erzieher. Die „Bereiche, in denen sich die jungen Mädchen durch die Erwachsenen behindert fühlen“ (Abb. 25), sollten zu denken geben. Sehr lesenswert ist der Rückblick (398—407), in dem das Anliegen einer modernen Mädchenbildung vertreten wird. Nichts gegen die Ausbildung der jungen Mädchen! Muß aber unsere Wirtschaftsordnung so sein, daß sie auf die immer umfangreichere Frauenarbeit nicht mehr verzichten kann (400)? — In diesem Buch pulsiert das Leben der jungen Mädchen, und man liest es gerne ganz, obwohl die guten Gliederungen und Übersichten ein „diagonales“ Lesen erlauben würden. Schade, daß man nicht die „völlig nebensächlichen“ (32) Dinge auch zu lesen bekommen hat; daß die spezifischen Titel (32) einfach in „Pfarrer“ umgeändert worden sind; daß die „13 Erhebungsbogen“ (35) allesamt entfielen. G. muß gedankt werden, daß sie sich einer solchen mühevollen Arbeit unterzogen hat. Schließlich bleibt noch zu wünschen, es möchten weitere solche Arbeiten aus verschiedenen Teilen Deutschlands nachfolgen.

F. Schleder S. J.

Stein, Edith, On the Problem of Empathy. Translated by W. Stein. With a foreword by E. W. Straus. 8° (XXI u. 113 S.) Den Haag 1964. Nijhoff. 14.50 fl. — Die Großnichte der Verf. legt hier die amerikanische Übersetzung der Doktorarbeit E. Steins vor, die 1917 in Halle erschien unter dem Titel: Zum Problem der Einfühlung. Schon in der damaligen Publikation war das erste historische Kapitel weggelassen worden. Der ursprüngliche Titel hatte gelautet: Das Einfühlungsproblem in seiner historischen Entwicklung und in phänomenologischer Betrachtung. Die Einführung der Übersetzerin orientiert über den wesentlichen Inhalt der Arbeit und die Stellung der Verf. zur Phänomenologie Husserls, bei dem sie Assistentin war. Als solche hat sie wohl auch die Herausgabe des 2. Bandes seiner „Ideen“ besorgt (VII).

L. Gilen S. J.

Maier, Willi, Das Problem der Leiblichkeit bei J.-P. Sartre und M. Merleau-Ponty (Forschungen zur Pädagogik und Anthropologie, 7) 8° (VIII u. 104 S.) Tübingen 1964, Niemeyer. 12.— DM. — Die Arbeit begrenzt sich selbst auf bloße Wiedergabe der Positionen Sartres und Merleau-Pontys; es kommt ihr vor allem darauf an, den wesentlichen Unterschied in der Behandlung des Problems der Leiblichkeit bei ihnen herauszustellen. Freilich kann es bei bloßer Wiedergabe gar nicht bleiben, die Interpretation der jeweiligen Thesen muß oft auch Ungesagtes bewußt machen. Sartre wird verhältnismäßig kurz abgehandelt. Gut tritt hervor die „Konstitution“ des je-meinigen Leibes „unter dem Blick des anderen“; der „Blick“ stiftet für S. die Urrelation zwischen mir und dem anderen, wobei der einzelne überhaupt erst sich als Leib erfährt, und zwar ineins, damit „sich“ als „Objekt“ für den anderen und somit als sich selbst entfremdet. Die Erfahrung meines Leibes geschieht entscheidend in der „Scham“; in diesem Ausgeliefertsein an den anderen gelingt Selbstsein nur dadurch, daß ich diese Entfremdung „übernehme“ und mich als Freiheit, als absolute Subjektivität darin bewähre. Der Verf. deutet es so: das Ich „existiert“ nun seinen Leib (Sartre selbst verwendet „exister“ auch transitiv), es gibt dann also für den „eigentlichen“ Menschen kein Problem der Leiblichkeit mehr, sondern allein das Problem der Freiheit (15) — vielleicht darf man sagen: das Problem, im Leibe, der uns selbst entfremdet, doch ganz wir selbst, absolut-frei sein zu können. Für S. wird im zwischenmenschlichen Bereich der Leib „immer nur in einem negativen Sinne“ bedeutsam (20). Demgegenüber gewinnt die Leib-Phänomenologie Merleau-Pontys ein deutlich positives Relief. Der Verf. verweilt mit viel mehr Sympathie bei M.-P. als bei S.; knapp zusammengefaßt, entwickelt seine Darstellung die Gegenposition etwa wie folgt. Auch für M.-P. ist es der Leib, der die Welt und den „anderen“ erschließt, und zwar ebenfalls primär durch den Blick, durch das Sehen (86), nur eben durch

den „liebenden“ Blick (99), so daß die „Tatsache des liebenden Blicks“ sogar einen neuen Humanismus begründet (100). Die Phänomenologie der Leiblichkeit weist aber zunächst die elementare Beziehung auf, kraft deren der Mensch „in“ der Welt ist, und zwar gerade nie und nimmer irgendwie aufhebbar durch absolute Freiheit, durch absolut spontane Subjektivität; das leibliche „engagement“ in der Welt besagt den unmittelbaren, nie aufgebaren Kontakt mit der Wirklichkeit, mit dem „nackten Sein“ (33 u. ö.), besagt daher auch die „ontologische Rehabilitierung“ des Wahrnehmbaren und der Wahrnehmung (47). Philosophie hat, da es ihre Aufgabe ist, „den primären Sinn des Seins zu entdecken“ (41), „Hüterin des Seins, des Menschen und der Welt zu werden“ (37), also des Primats des Leibes und des Sehens. Dieser Primat, das Apriori des Unmittelbaren, Ungegenständlichen, Konkreten (vgl. 33), dunkel Abgründigen (vgl. 39), des für die Freiheit Unverfügbaren, zugleich eines Urvertrauens, der Husserlschen Urdoxa (33), verbildlicht sich in dem Terminus „Wohnen“, „Bewohnen“: der Mensch „überfliegt“ Dinge und Welt nicht, er „bewohnt“ sie, ist in ihnen „verwurzelt“ und ontologisch engagiert. Leider verfällt M.-P. in diesen Zusammenhängen einer immer mehr poetischen Sprache (46). Wenn Sartre komplizierte Phänomene, wie der Verf. selbst notiert (6), grob vereinfacht, so löst M.-P. sie fast in ästhetische Impressionen auf; schließlich verliert sich seine Phänomenologie des Sehens in eine, allerdings äußerst feinfühlig interpretierte des „peintre“ (91 f.). — Nachzutragen wäre wohl vor allem die hochinteressante Deskription des Leibes als eines quasi-reflexiven Sichkonstituierens; Leib ist dort, wo ein Austausch zwischen Sehen und Sichsehen, Berühren und Sichberühren geschieht (53, 80), wo etwas „sichtbar und sehend zugleich ist“ (45), also ein Sichtbares sich selbst sieht und insofern sich reflektiert (86). — Die kleine Schrift enthält noch manches andere, was auch für die noch unterentwickelte Ontologie der menschlichen Leiblichkeit innerhalb einer scholastischen Metaphysik fruchtbar werden könnte. Hier aber würde unvergleichlich höherer Wert auf das Phänomen der *Sprache* gelegt werden müssen, und es befremdet, daß sowohl Sartre wie Merleau-Ponty die Sprache nicht energisch genug ins Zentrum rücken. Aber bei beiden finden sich wichtige Beiträge dazu, und man wird bedauern, daß der Verf. sie nicht ausschöpft. Eine Kritik der vorgeführten Phänomenologien der Leiblichkeit könnte hier ansetzen. Überdies hat R. C. Kwant in seiner Studie über Merleau-Ponty, die der Verf. auffälligerweise nicht nennt (vgl. Schol 39 [1964] 142 f.), dessen Sprachtheorie mit Recht stärker akzentuiert — wie er übrigens auch das Vorläufige und Unabgeschlossene jener Phänomenologie unterstreicht.

H. O g i e r m a n n S. J.

4. Ethik. Gesellschaftslehre

Reiner, Hans, Gut und Böse. Ursprung und Wesen der sittlichen Grundunterscheidungen. 8^o (41 S.) Freiburg i. Br. 1965, Bielefelds. 4.—DM. — Dieser im Südwestfunk gehaltene Doppelvortrag legt in Kürze die Grundsätze über das sittlich Gute und Böse und das sittlich „Richtige“ und „Unrichtige“ dar, die der Verf. in seinem Buch „Pflicht und Neigung“ (vgl. Schol 29 [1954] 147 f.) ausführlich begründet hat: Gut ist die Wahl des objektiv bedeutsamen Wertes, der fordernd an uns herantritt, sei es nun ein absoluter Wert oder ein relativer Wert, der das Bedürfnis eines anderen erfüllt; „dazu ist in vielen Fällen — jedoch keineswegs in allen — notwendig, daß wir zugleich auf einen nur subjektiv (d. h. für uns selbst) bedeutsamen Wert verzichten“ (22). „Umgekehrt besteht das Böse darin, daß wir einer solchen Forderung zur Erhaltung oder Verwirklichung eines objektiv bedeutsamen Wertes nicht entsprechen. Dabei ist ... der Grund dafür gewöhnlich der, daß wir auf einen nur subjektiv bedeutsamen Wert ... nicht verzichten wollen“ (22). Beim sittlich „Richtigen“ oder „Falschen“ handelt es sich dagegen um die Wahl zwischen mehreren sittlich guten Werten, wobei eine ganze Reihe von Prinzipien des Vorzugs zu berücksichtigen sind. Der Schlußabschnitt behandelt die Frage, inwieweit auch das Erstreben subjektiv bedeutsamer Werte sittlich gut sein kann (34—41).

J. de Vries S. J.

Kraft, Viktor, *Rationale Moralbegründung*, gr. 8^o (65 S.) Graz 1963, Böhlau (Kommissionsverlag). 48.— S. — Unter „rationaler Moralbegründung“ versteht K. die Begründung der Moral durch Erkenntnis (6). „Moral“ aber besagt wesentlich Werturteile und Normen (13). So ist man gespannt, wie K., ohne den Positivismus aufzugeben, eine rationale Begründung der Moral versuchen wird. Die Spannung wird noch gesteigert, wenn K. im folgenden, zum Teil mit recht treffenden Gründen, verschiedene bisherige Versuche rationaler Moralbegründung ablehnt: die utilitaristische Moral (16—18), die Moral des Soziologismus (18—24), verschiedene Formen „intuitionistischer Moral“ (Brentano, Phänomenologie, Kant: 24—28); letztere erscheinen ihm nur als „eine Umschreibung für dogmatische Behauptungen“ (28). Der eigene Lösungsversuch K.s wirkt dann freilich enttäuschend — oder auch nicht, da er ja unter den gemachten Voraussetzungen nicht gelingen konnte. Das Werturteil wird insoweit auf eine Tatsachenerkenntnis zurückgeführt, als es Erkenntnis einer Kausalbeziehung einschließt, etwa daß ein bestimmtes Verhalten ein begehrtetes Ziel herbeiführt. Das gleiche gilt auch für Normen: „Die Giltigkeit einer Norm hängt von der Erkenntnis ihrer Zweckmäßigkeit für die Erreichung eines begehrteten Zieles ab. Daß eine Norm zweckmäßig ist, läßt sich einsehen. In dieser Erkenntnis liegt, unter Voraussetzung des Begehrens, der rationale Grund für die Giltigkeit einer Norm. Die Erkenntnis bildet ein Motiv für ihre Anerkennung, nicht den Erkenntnisgrund“ (36). K. sieht selbst ein und gibt offen zu, „daß die Giltigkeit in dieser Weise eine bedingte ist (durch Begehren), keine unbedingte, eine hypothetische, keine kategorische in der Terminologie Kants“ (36). Über einen solchen hypothetischen Imperativ kommt denn auch die Moralbegründung K.s nicht hinaus. Das Ziel, das durch die moralischen Normen erreicht werden soll, ist die Vermeidung des Kampfes aller gegen alle oder der Willkürherrschaft des Stärkeren, d. h. des Zustandes der Unsicherheit und Unfreiheit, der im Gegensatz steht zu dem natürlichen Bedürfnis des Menschen nach Sicherheit und nach freier Bestimmung seines Handelns (38 f.). Wenn jemand diese Ziele nur für sich allein erreichen und ihre Erreichung nicht auch allen anderen zugestehen will, „dann will er vor ihnen bevorzugt sein, er will damit eine Ausnahme bilden. Aber dafür gibt es keinen Grund“ (57). Also: Wenn du nicht einen unbegründbaren Anspruch stellen willst, dann mußt du gewisse moralische Normen anerkennen. Aber ergibt sich daraus logisch, daß ich den unbegründbaren Anspruch nicht stellen darf? Wenn nicht, bleibt es bei einem nur hypothetischen Imperativ. J. de Vries S. J.

Reiner, Hans, *Die philosophische Ethik* (Hochschulwissen in Einzeldarstellungen). 8^o (228 S.) Heidelberg 1964, Quelle und Meyer. 22.— DM. — Der Verf. hat recht, wenn er im Vorwort das Fehlen von Büchern beklagt, die über die Probleme und Richtungen der Ethik vom Altertum bis auf unsere Zeit umfassend orientieren. Diese umfassende Orientierung *will* das vorliegende Buch nicht nur bieten (6), sondern bietet sie wirklich. Der erste, bei weitem kürzere Teil (15—28) gibt einen Überblick über die Fragen, die das Wesen der Ethik als philosophischer Wissenschaft betreffen: Gegenstand der Ethik, ihre Aufgabe gegenüber diesem Gegenstand (Formalobjekt), ihre Methode. Der 2. Teil (29—221) behandelt die wichtigsten inhaltlichen Probleme der allgemeinen Ethik und ihre Beantwortung in den verschiedenen Richtungen. Die Reichhaltigkeit der philosophiegeschichtlichen Orientierung, die hier geboten wird, findet man — jedenfalls in der deutschen philosophischen Literatur — sonst nirgends. Die 5 Kapitel des 2. Teiles sind überschrieben: 1. Sittlichkeit und Freiheit (29—33), 2. Der letzte Bestimmungsgrund des menschlichen Handelns (34—58), 3. Die Verbindlichkeit des Anspruchs der Sittlichkeit (59—127), 4. Das seelische Organ für die grundlegenden sittlichen Unterscheidungen (128—140), 5. Das inhaltliche Prinzip der Sittlichkeit (141—219). Ausführlich werden behandelt: Hedonismus und Eudämonismus, ethische Skepsis und ethischer Relativismus, Ethik ohne verpflichtendes Sollen, die theonome und die innerweltlich-philosophische Sollensethik, die Situationsethik, die Wesensethik in ihren verschiedenen Gestalten. Auf die Darlegung der verschiedenen Standpunkte folgt meist eine kritische Beurteilung. Diese Kritiken treffen nicht selten mit sicherem Blick die wesentlichen Schwächen der abgelehnten Systeme. Man lese z. B. die Kritik des Hedonismus als Theorie von Endziel alles Handelns, d. h. der Lehre, daß die Lust tatsächlich stets das letztlich erstrebte Ziel ist (39 f.), oder die aus-

gezeichnete Kritik des Hedonismus und Determinismus von Moritz Schlick (42—46); sehr gut wird hier herausgearbeitet, daß es eine Fiktion ist, die Entscheidung werde nur durch den *Stärkegrad* der Lust auf beiden Seiten herbeigeführt, daß vielmehr die Hauptsache die Wahl zwischen zwei verschiedenen *Arten* von Werten ist. Trefflich ist auch die Beurteilung der Ethik des „Willens zur Macht“ (57 f.). Weiter sei hingewiesen auf die Kritik an der Pflichtethik Kants (123), an der Situationsethik (146 f.), am Utilitarismus (157). — Immer wieder wird die Problematik des Eudämonismus aufgegriffen, und gerade auch hier finden sich ausgezeichnete Bemerkungen. Nur daß Thomas unter die Eudämonisten eingereiht wird, beruht doch wohl auf Mißverständnissen. Schon bei Aristoteles ist die Eudaimonia nicht bloß „Daseinsglück“ (vgl. Ross, Aristotle, London 1960, S. 190). Thomas lehnt eine solche Auffassung der „beatitudo“ ausdrücklich ab (S. th. 1, 2 q. 2, a. 6 und q. 4, a. 2). Freilich ist es wahr, daß er in den ersten Quästionen der Prima Secundae, indem er die aristotelische Eudaimonia-Lehre auf die christliche Ebene erhebt, die „beatitudo“, d. h. die „Vollendung der menschlichen Person im erfülltesten Vollzug ihrer höchsten Vermögen“ (S. Pinckaers O. P.), als letztes Ziel des Menschen hinstellt; und auch, wenn dann Gott selbst als das letzte Ziel des Menschen aufgewiesen wird (q. 2, a. 8), wird Gott gesehen, insofern er das Gut ist, in dessen beseligender Schau die Vollendung des Menschen besteht. Das ist aber nicht das letzte Wort des hl. Thomas. In seiner Lehre von der Caritas geht er wesentlich darüber hinaus. Daß Thomas den letzten Ausgleich zwischen den beiden Auffassungen noch nicht gefunden hat, wurde noch jüngst von einem so guten Thomaskenner wie *J. Santeler S. J.* herausgearbeitet (vgl. ZKathTh 87 [1965] 1—60). Von einem „Eudämonismus“ im gängigen Sinn des Wortes kann man aber darum bei Thomas nicht sprechen. — Ein solcher liegt auch nicht in seiner Lehre von der sittlichen Verpflichtung, wie sie De ver. q. 17, a. 3 dargelegt wird (vgl. bei R.: 107 f.). Gewiß wird hier die Bindung, die das Gewissen auferlegt, als eine „necessitas condicionata“ bezeichnet. Aber wenn dieser Begriff durch die Worte erklärt wird: „wie (sicut) jemand die Notwendigkeit auferlegt wird, daß er seinen Lohn nicht erhält, wenn er nicht dies oder jenes tut“, so ist das nicht eine Definition der *necessitas condicionata*, sondern ein erläuterndes Beispiel (sicut!), und damit ist nicht gesagt, daß die *necessitas condicionata*, die sich im Gewissen geltend macht, genau von derselben Art ist wie die des Beispiels. Dies wird vielmehr, wie R. selbst zeigt (121), durch andere Texte ausgeschlossen, und da, wie gesagt, der Text De ver. 17, 3 nicht anders ausgelegt werden *muß* als diese andern Texte, besteht auch keine Notwendigkeit, hier mit R. einen Widerspruch bei Thomas anzunehmen. Zugeben muß man allerdings, daß der Ausdruck *necessitas condicionata* einen modernen Leser fast notwendig auf die falsche Fährte führt, eben weil sie ihn an den „hypothetischen Imperativ“ Kants erinnert; in Wirklichkeit aber meint hier „necessitas“ einen logisch notwendigen Zusammenhang, ein Nicht-anders-sein-Können, nicht aber ein Sollen, ein Nicht-anders-handeln-Dürfen. Daß das *Sollen*, das sich im Gewissen kundtut, nur ein bedingtes ist, behauptet Thomas keineswegs.

J. de Vries S. J.

Bohnen, Alfred, Die utilitaristische Ethik als Grundlage der modernen Wohlfahrtsökonomik. Mit einem Herausgeber-Gleitwort von Prof. G. Weisser (Monographien zur Politik, hrsg. vom Forschungsinstitut für Sozialpolitik Köln, 6) 8^o (XVIII u. 123 S.), Göttingen 1964, Schwartz & Co. 17.80 DM. — Dem Ethiker oder Moraltheologen, der nicht in einer Person auch die Wirtschaftswissenschaften, namentlich die Sozialökonomik, vertritt, ist der Zugang zur Wirtschaftsethik, insbesondere zu der heute weitaus überwiegenden Wohlfahrtsökonomik und der darüber in Fachkreisen geführten Diskussion, dadurch sehr erschwert, daß diese Diskussion in einer nur für den engeren Kreis der Fachgenossen verständlichen, weitgehend mit mathematischen Symbolen durchsetzten Sprache stattfindet. Die vorliegende Arbeit bietet eine im besten Sinne gemeinverständliche Einführung in die sogenannte ‚welfare-economics‘. Der Verfasser ist ein meisterhafter Didaktiker; stünde nicht im Vorwort zu lesen, daß seine Arbeit als Dissertation angenommen wurde, so möchte man in ihr den Beitrag eines erfahrenen Schulmannes zu einem Unterrichtswerk (Lehr- und Lernbuch) oder dergleichen vermuten. Nichtsdestoweniger handelt es sich keineswegs um bloße Popularisierung des bereits er-

rungenen wissenschaftlichen Besitzstandes, sondern in vieles, das bisher nur unscharf und wenig greifbar gesagt oder verknäuel't vorgelegt wurde, bringt B. erstmals Genauigkeit, Ordnung und Durchblick hinein. Allerdings unterläuft ihm eine kleine, aber wohlthuend berührende Inkonsequenz. Obwohl er grundsätzlich scharf unterscheidet zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen, die empirisch nachprüfbar sind, und Empfehlungen, die auf empirisch nicht nachprüfbaren ethischen Haltungen beruhen, geht gelegentlich einmal, wenn man so sagen darf, sein gesunder Menschenverstand und sein elementares sittliches Bewußtsein mit ihm durch, so z. B. wenn er schreibt, gegen eine bestimmte Orientierung der Wirtschaftspolitik könne „ein sehr schwerwiegendes *ethisches* (Hervorhebung im Original!) Argument ins Feld geführt werden“ (88), und noch kräftiger: „Ein solcher Zustand (sc. der Güterverteilung), der ja nach der Optimumtheorie erstrebenswert ist, kann aber aus sittlichen Erwägungen heraus von keinem verantwortungsvollen (sic!) Politiker als Ziel wirtschaftspolitischer Bestrebungen empfohlen werden“ (ebd.). Das sogenannte Pareto-Optimum (paretianische Wohlfahrtsmaximum) ist nicht operational, und das genügt vollauf, um es als wirtschaftsethische Norm abzulehnen. Für B. ist aber viel entscheidender, daß es zur Frage der Verteilungsgerechtigkeit nichts sagt; eine Wirtschaftsethik, die dieses Problem nicht sieht und noch weniger es in den Griff bekommt, lehnt sein Gerechtigkeitssinn ohne alle Umschweife ab. — Leider bricht die Arbeit, die man mit nicht ermüdendem Interesse liest, plötzlich mit einer Rückschau von ganzen 5¼ Zeilen ebenso unerwartet wie unbefriedigend ab. Dieser Rückschau zufolge böte die moderne Entscheidungstheorie (sc. der Wohlfahrts-Ökonomiker) ungeachtet der ihr noch anhaftenden Mängel „eine exakte Explikation dessen ... was wir — meist nur höchst verschwommen — mit den Begriffen ‚Demokratie‘ und ‚Individualismus‘ verbinden“ (120). Dem kann — jedenfalls in dieser Form — nicht zugestimmt werden. Eine exakte Explikation von etwas, das man den Begriffen Demokratie und Individualismus unterlegen kann und von diesen Wohlfahrtsökonomikern ihnen tatsächlich unterlegt wird: Ja; dessen, was *wir* (also auch der Schreiber dieser Zeilen) unter Demokratie und Individualismus verstehen: Nein! — Weissers Herausgeber-Geleitwort ist deswegen lesenswert, weil es dazu helfen kann, über einige von ihm mit Nachdruck vertretene, nichtsdestoweniger seinen Freunden nicht ganz einsichtigen Thesen zu gegenseitigem Verstehen und damit wohl auch zur Verständigung zu gelangen.

O. v. Nell-Breuning S. J.

Jahrbuch des Instituts für christliche Sozialwissenschaften der Univ. Münster, hrsg. von *Josef Höffner* und *Wilhelm Heinen*. 6. Bd. gr. 8^o (254 S.), Münster 1965, Regensburg. 24.—DM. — Nachdem schon die beiden vorhergehenden Bände erkennen ließen, welchen Weg das Institut für christl. Sozialwissenschaften unter der kommissarischen Leitung von *W. Heinen* nehmen würde, offenbart die Umschlagbinde dieses 6. Bandes „Realität des Paternalen in Wissenschaft und Gesellschaft“, daß dieser Weg bis zu Ende begangen wurde. Gleich der erste Beitrag aus der Feder von *W. Heinen* selbst behandelt „Die Gestalten des Vaters und des Paternalen in der Lebensgestaltung der Gesellschaft“ (11—26), worauf eine ausführliche Abhandlung von *M. Becker* folgt über „Das Vaterbild des Unbewußten in seiner Bedeutung für die Sozialwissenschaft“ (27—63). Gewiß enthält der Aufsatz vieles unbestreitbar Richtige, aber Behauptungen wie diese, die katholische Soziallehre werde „jedem (sic!) Vertreter paternalen Herrschaft eine delegierte Gewalt oder eine symbolische Repräsentanz des Vaters im Himmel zugestehen und auf diese Weise nicht nur Schöpfung und Erlösung, sondern auch Kirche und Welt miteinander versöhnen wollen“ (61/62), setzt vereinzelt vielleicht vorkommende Verirrungen katholischer Literaten zu Unrecht mit „katholischer Soziallehre“ gleich; was im nächstfolgenden Satz über die „protestantische Linie“ gesagt wird, dürfte nicht weniger fehl gehen. Wenn es weiter heißt, „eine ‚vaterlose Gesellschaft‘“ gebe es in der Soziallehre beider Kirchen nicht (62), und wenn vom Angriff der freudianischen Sozialpsychologie „gegen ein solch paternales Ordnungsdenken“ (ebd.) die Rede ist, so müßte man, um dazu Stellung nehmen zu können, wissen, was B. unter „vaterloser Gesellschaft“ bzw. unter „solch paternalem Ordnungsdenken“ versteht. Zu den Ausführungen über das Geheimnis der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, in denen B. seinen Aufsatz

gipfeln läßt (63), kann nicht der Sozialwissenschaftler, sondern müßte ein Dogmatiker sich äußern. — In dem Beitrag des gleichen Verfassers über „Philosophie und Lebensweg des Philosophen Peter Wust als indirekte Frage nach dem Paternalen in Welt und Kirche“ (95—108) heißt es, Gott sei „nicht nur ‚causa sui‘, sondern auch ‚ratio sui‘“ (107); letzteres ist richtig, ersteres dagegen ist ein Unbegriff. — Derselbe Verfasser hat auch noch einen dritten Beitrag beigeuert: „Projektion und Identifikation; ein Beitrag zur Diskussion um R. Hochhuth, C. Amery und H. Böll“ (143—167); die im Anschluß an die Diskussion um Hochhuth von B. aufgestellten fünf Einzelfragen und seine zusammenfassende Frage: „Womit haben wir uns identifiziert, und was haben wir auf den anderen projiziert?“ sind des Überdenkens wert. — Interessant ist der Beitrag von R. Steer, „Karl Marx' Kapitalismuskritik und ihre anthropologischen Ursprünge“ (169—233), worin die Referate und Diskussionsergebnisse eines im Institut gehaltenen Seminars über den Entwicklungsgang von K. Marx zusammengefaßt sind. Kleine Redaktionsversehen haben sich eingeschlichen, wie z. B. daß Marxens Aufsatz „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ auf Seite 203 in einer Weise angekündigt wird, daß der Eindruck entsteht, die Ausführungen der nächsten Seiten bezögen sich darauf, während die Auseinandersetzung damit tatsächlich erst Seite 214 beginnt, wo der gleiche Marxsche Aufsatz von neuem eingeführt wird mit dem einzigen Unterschied, daß das Heft der „Deutsch-Französischen Jahrbücher“, worin er erschien, hier als *Doppelheft* bezeichnet erscheint. Der Wert dieses Marx-Seminars liegt darin, daß als entscheidend für die Entwicklung, die Marx genommen hat, sein Wandel vom Glauben zum Unglauben, nicht bloß zum Atheismus, sondern Antitheismus (225 f.), herausgearbeitet wird. Wie gegen alle bisherigen Deutungsversuche, so lassen sich auch gegen diesen Einwände erheben; er hat aber auch vieles für sich und ist mindestens beachtenswert. Im Zusammenhang mit dem Gesamthema des Bandes „Realität des Paternalen“ wird untersucht, was Marxens Vater für die Entwicklung des Sohnes bedeutet hat. Daß die Verhältnisse, unter denen Karl Marx aufgewachsen ist, darunter auch die Verhältnisse seines Elternhauses und insbesondere sein Verhältnis zu seinem Vater, für seinen Lebensweg und Entwicklungsgang bedeutsam waren, versteht sich von selbst und wird im einzelnen aufgezeigt. Der Rückgriff auf die Tiefenpsychologie, speziell zur Erklärung seiner „Rebellion gegen die Transzendenz“ (225), überzeugt jedoch nicht; m. E. läßt sich alles im Bereich des *bewußten* Seelenlebens völlig ausreichend erklären. Was schon gar die Tatsache, daß nach des Vaters Tod die Mutter (sic!) dem Sohn, dessen Lebensweg sie mißbilligte, die Unterhaltsmittel entzog und ihn dadurch wirtschaftlicher Not aussetzte, mit dem Vaterbild zu tun haben soll, auch wenn die Handlungsweise der Mutter „eine Reaktion im Sinne des Vaters“ war (212), ist vollends unerfindlich. — Auch in den Beiträgen von H. Schütte über Nietzsche und von K. Pfender über Kierkegaard (65—81 bzw. 83—93) scheint mir der Tiefenpsychologie zuviel und dem, was den Menschen zum Menschen und damit zur Person erhebt, nämlich seiner ratio, zuwenig Gewicht beigelegt zu sein. — In dem Beitrag „Vom Dienst der Kirche an der gesellschaftlichen Ordnung; A. M. Knolls indirekte Frage nach der paternalen Funktion der Kirche“ (109—142) versucht W. Dreier in dankenswerter Weise, die schwer begreifliche Haltung eines seine Kirche zugleich so innig liebenden und so glühend hassenden Sohnes wie A. M. Knoll einsichtig zu machen. Aussprachen, die Knoll in seinen jungen Jahren mit mir hatte, und Einblicke, die er mir dabei gewährte, lassen mich allerdings einiges anders sehen, als es hier gedeutet wird. So viel ist gewiß: unter den wirklichen (und einigen vermeintlichen) Unzulänglichkeiten amtlicher Repräsentanten der Kirche, der er immer ein treuer Sohn sein wollte, hat A. M. Knoll überaus schwer gelitten, und für Zeiten, die so viel Schweres mit sich brachten wie seine Lebenszeit, mangelte ihm die Härte und seinem Denken die Nüchternheit. — Den Abschluß des Bandes bildet eine verständnisvolle Würdigung des Lebenswerkes von Franz Oppenheimer aus der Feder von F. Baerwald. — Dem seit 1. 12. 1964 amtierenden *neuen Leiter* des Instituts wird man das Vertrauen entgegenbringen dürfen, er werde das Institut und sein Jahrbuch auf die Linie zurückführen, auf der es unter seinem ersten, inzwischen auf den Bischofsstuhl von Münster erhobenen Leiter sich so viele Freunde erworben hat.

O. v. Nell-Breuning S. J.

Eingesandte Bücher

Besprechung nicht angeforderter Werke erfolgt nach Tunlichkeit

- APPEL NIKOLAUS, S. J., Kanon und Kirche. Die Kanonkrise im heutigen Protestantismus als kontroverstheologisches Problem (Konfessionskundliche und kontroverstheologische Studien, IX). 8° (415 S.) Paderborn 1964, Bonifacius-Druckerei. 24.80 DM.
- AUGUSTINUS, AURELIUS, Die Auslegungen der Psalmen. 1. Lfg. 8° (320 S.). — Dreizehn Bücher Bekenntnisse. 8° (XXII und 506 S.). — Über den Wortlaut der Genesis. Der große Genesis-Kommentar in zwölf Büchern. Bd. II, Buch VII bis XII. 8° (XXXV und 348 S.). (Deutsche Augustinusausgabe) München-Paderborn-Wien 1964, Schönigh. 20.— DM. 26.— DM. 24.— DM.
- BOHNEN, ALFRED, Die utilitaristische Ethik als Grundlage der modernen Wohlfahrtsökonomik (Monographien zur Politik, hrsg. vom Forschungsinstitut für Sozialpolitik der Universität zu Köln, Heft 6). Mit einem Herausgeber-Geleitwort von Prof. Gerhard Weisser. 8° (XVIII und 124 S.) Göttingen 1964, Schwartz & Co. 17.80 DM.
- BOWRA, MAURICE, Heldendichtung. Eine vergleichende Phänomenologie der heroischen Poesie aller Völker und Zeiten. Ins Deutsche übertragen von Hans G. Schürmann. 8° (656 S.) Stuttgart 1964, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 64.— DM.
- BRETSCHNEIDER WILLY, Sein und Wahrheit. Über die Zusammengehörigkeit von Sein und Wahrheit im Denken Martin Heideggers (Monographien zur philosophischen Forschung, begründet von Georgi Schischkoff, XXXVII). 8° (VI und 202 S.) Meisenheim am Glan 1965, Anton Hain. 23.— DM.
- BUCKLEY, FRANCIS J., S. J., Christ and the Church according to Gregory of Elvira. 8° (XV und 165 S.) Rome 1964, Gregorian University Press. 3200.— L. 5.35 \$.
- CLAESGES, ULRICH, Edmund Husserls Theorie der Raumkonstitution (Phänomenologica, 19). 8° (IX und 148 S.) Den Haag 1964, Nijhoff. 16.75 F.
- CONGAR, YVES, O. P., Das Bischofsamt und die Weltkirche. 8° (864 S.) Stuttgart 1964, Schwabenverlag. 42.— DM.
- CREMER, FRANZ GERHARD, Die Fastenansage Jesu (Bonner Biblische Beiträge, 23). 8° (XXX und 183 S.) Bonn 1965, Hanstein. 36.— DM.
- CULLMANN, OSCAR, Heil als Geschichte. Heilsgeschichtliche Existenz im Neuen Testament. 8° (XII und 328 S.) Tübingen 1965. 26.— DM. Lw. 31.— DM.
- DENKEN. Hrsg. von CARL FRIEDRICH GRAUMANN (Neue Wissenschaftliche Bibliothek. Herausgeberkollegium: Gerhard Gäfgen, Wirtschaftswissenschaften; Carl Friedrich Grauman, Psychologie; Jürgen Habermas, Soziologie; Eberhard Lämmert, Literaturwissenschaft; Hans-Ulrich Wehler, Geschichte. Redaktion: Dieter Wellershoff). 8° (513 S.) Köln-Berlin 1965, Kiepenheuer & Witsch.
- GENET, JAQUELINE, L'Énigme des Sermons du Curé d'Ars. Étude sur la prédication de saint Jean-Marie Vianney suivie de l'analyse critique et du texte de six sermons transcrits à partir des originaux. 8° (445 S.) Paris 1961, Orante.
- GIANNINI, GIORGIO, La Tematica della Trascendenza. Lineamenti di una Fondazione Metafisica del Finito (Collectio Philosophica Lateranensis, 6). 8° (264 S.) Roma - Parigi - Tournai - New York 1964, Desclée & C. Editori Pontifici.
- HAAS, WILLIAM PAUL, O. P., The Conception of Law and the Unity of Peirce's Philosophy (Studia Friburgensia, New Series, 38). 8° (XII und 144 S.) Fribourg 1964, Universitätsverlag Freiburg/Schweiz.
- HAMPSCH, GEORGE H., The Theory of Communism. An Introduction. 8° (VIII und 239 S.) New York 1965, Philosophical Library. 3,75 \$.

Eingesandte Bücher

- HEINIMANN, FELIX, Nomos und Physis. Herkunft und Bedeutung einer Antithese im griechischen Denken des 5. Jahrhunderts (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft in Verbindung mit Olof Gigon, Willy Theiler, Fritz Wehrli, hrsg. von Bernhard Wyss, Heft 1). 8^o (221 S.) Basel 1965, Friedrich Reinhardt AG. 18.— DM.
- HOCHE, HANS-ULRICH, Nichtempirische Erkenntnis. Analytische und synthetische Urteile a priori bei Kant und Husserl (Monographien zur philosophischen Forschung, XXXV). 8^o (191 S.) Meisenheim am Glan 1964, Hain. 22.50 DM.
- JAEGER, LORENZ, Kardinal, Das Konzilsdekret über den Ökumenismus. Sein Werden, sein Inhalt und seine Bedeutung. Lateinischer und deutscher Text mit Kommentar (Konfessionskundliche und kontroverstheologische Studien, XIII). 8^o (173 S.) Paderborn 1965, Bonifacius-Druckerei. 14.80 DM.
- JANSENS, LOUIS, Liberté de Conscience et Liberté Religieuse. 8^o (212 S.) Paris 1964, Desclée de Brouwer. 75.— FB.
- KÄLIN, JOSEF, Die Problematik von Raum und Zeit (Naturwissenschaft und Theologie, 6). 8^o (224 S.) Freiburg - München 1964, Alber. 16.— DM.
- KNOCH, OTTO, Eigenart und Bedeutung der Eschatologie im theologischen Aufriß des ersten Clemensbriefes (Theophaneia, Beiträge zur Religions- und Kirchengeschichte, 17). 8^o (459 S.) Bonn 1964, Hanstein. 42.— DM.
- KÖNIG, FRANZ, Kardinal, Zarathustras Jenseitsvorstellungen und das Alte Testament. 8^o (XII und 292 S.) Wien - Freiburg - Basel 1964, Herder. 32.— DM/Fr.
- LA PREUVE (Recueils de la Société Jean Bodin pour l'histoire comparative des institutions, XVI). Première Partie: Antiquité. Publié avec le concours du Ministère de l'Education Nationale et de la Culture et de la Fondation Universitaire de Belgique. gr. 8^o (671 S.) Bruxelles 1964, Éditions de la Librairie Encyclopédique.
- LUYTEN, NORBERT M., O. P., Teilhard de Chardin. Een Nieuwe Weg van het Weten? (Kardinal-Mercier Leerstoel, 3). kl. 8^o (78 S.) Leuven 1965, Leuvense Universitaire Uitgaven. 120.— FB.
- MAIER, ANNELIESE, Ausgehendes Mittelalter. Gesammelte Aufsätze zur Geistesgeschichte des 14. Jahrhunderts. I. gr. 8^o (VII und 507 S.) Roma 1964, Edizioni di Storia e Letteratura.
- NELLESSEN, ERNST, Untersuchungen zur altlateinischen Überlieferung des ersten Thessalonicherbriefes (Bonner Biblische Beiträge, 22). 8^o (307 S.) Bonn 1965, Hanstein. 40.— DM.
- PIESZCOCH, Ks. SZCZEPAN, Patrologia. Wprowadzenie w studium Ojców Kościoła. 8^o (268 S.) Poznań - Warszawa - Lublin 1964, Księgarnia ŚW. Wojciecha.
- PLANTY-BONJOUR, GUY, Les Catégories du Matérialisme Dialectique. L'Ontologie Soviétique Contemporaine (Sovietica, Monographies de l'Institut de l'Europe Orientale à l'Université de Fribourg/Suisse, Éditées par J. M. Bocheński). 8^o (VI und 206 S.) Dordrecht 1965, D. Reidel Publishing Company. 27.— fl.
- REINHARDT, KLAUS, Pedro Luis S. J. (1538—1602) und sein Verständnis der Kontingenz, Praesenz und Praedestination. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Molinismus (Portugiesische Forschungen der Görres-Gesellschaft. Hrsg. von Hans Flasche, 2. Reihe, 22. Bd.). 8^o (XXXI und 256 S.) Münster 1965, Aschendorff. Lw. 43.— DM.
- RICHTER, VLADIMIR, Untersuchungen zur operativen Logik der Gegenwart. 8^o (96 S.) Freiburg - München 1965, Alber. 12.80 DM.
- RUPPERT, LOTHAR, Die Josephserzählung. Ein Beitrag zur Theologie der Pentateuchquellen (Studien zum AT und NT, XI). 8^o (278 S.) München 1965, Kösel. 38.— DM.
- RUSSELL, D. S., The Method and Message of Jewish Apocalyptic. 200 BC — AD 100. 8^o (464 S.) Philadelphia 1964, The Westminster Press. 7.50 \$.
- SCHEDL, CLAUDIUS, Geschichte des Alten Testaments, Bd. 1: Alter Orient und biblische Urgeschichte. 2., vollständig umgearbeitete Auflage. 8^o (XXVI und 428 S.) Innsbruck - Wien - München 1964, Tyrolia. 160.— S. 27.— DM.